Freundschaft mit Tieren

SASUBRINA

Bisher erschienen:

KAMERAD PRINZ DABBY

Eine Hundeerzählung von Georg W. Pijet

HENGST PETER

Pferdeerzählungen
Autoren: Leo Tolstoi / Klara Steckhan / Georg W. Pijet / u. a.
Kunstdruckbeilage mit Pferdestudien von Leonardo da Vinci

In Vorbereitung:

FREUND PURZEL

Eine Eichhornerzählung von Erna Büsing
Weitere Beiträge von Prof. Bastian Schmid / Daniel Wächter / u. a.
Mit Bildern von Herbert Lehmann, Berlin
In der Kunstdruckbeilage: Albrecht Dürer / Eichkater

TIER IM KAMPF

Erzählungen von Tieren im Kampf um ihre Existenz
Autoren: Juljan Ejsmond / Ventura Garcia Calderon / Santeri Ingman / Herbert Löhlein / u. a.
Mit Bildern von Egon Stolterfoht, Berlin

— Die Reihe wird fortgesetzt —

Alle Rechte vorbehalten. — Chronos-Verlag G. m. b. H., Berlin. — Lizenz Nr. 110 der französischen Militärregierung. — Druck: Spielberg-Druckerei, Berlin.

SASUBRINA

KATZENGESCHICHTEN

CHRONOS

VERLAG G. M. B. H.

INHALT

Theodor Storm: Von Katzen 3

Maxim Gorki: Sasubrina 5

Johannes Usedom: Püttrin — das Kätzchen 14

Manfred Kyber: Die Katzenmutter 17

Friedrich Schnack: Die Rettung der Freundin . . . 19

Theodor Storm: Von Kindern und Katzen, und wie sie die Nine begruben 22

Hermann Löns: Der Letzte seines Stammes 30

Gustav Schenk: Kador 37

Georg W. Pijet: Die feindlichen Mütter 41

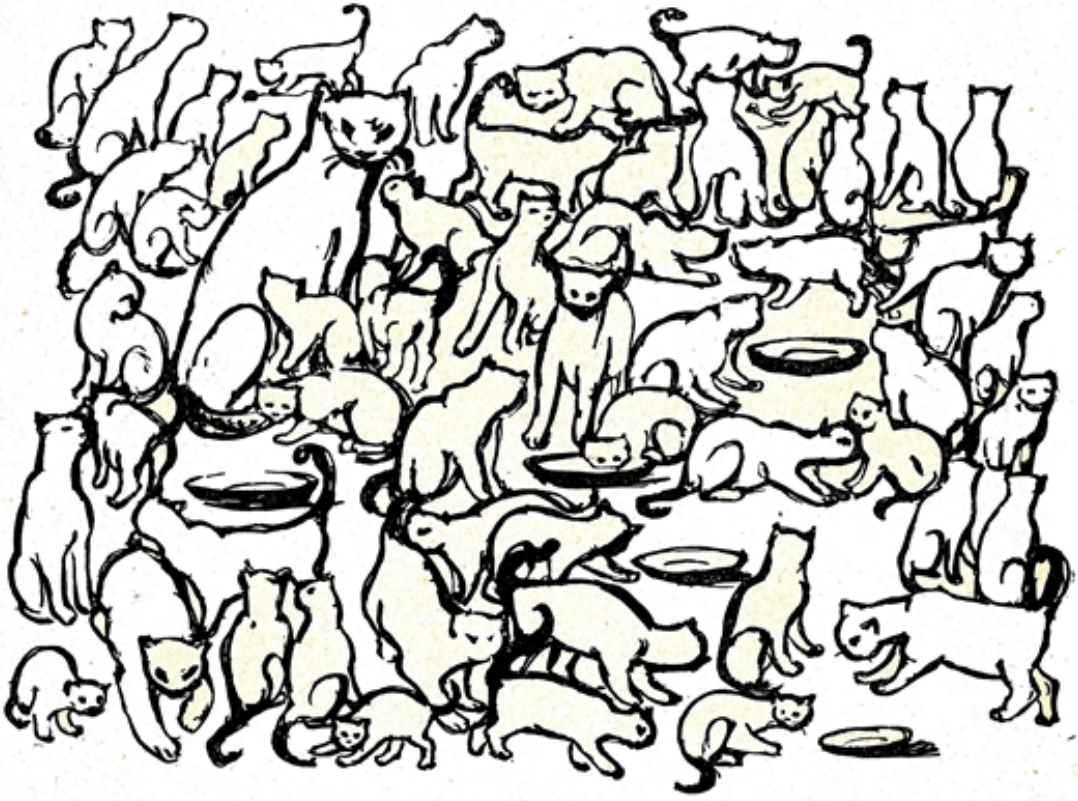
Daniel Wächter: Von allerlei berühmten Katzen . . 45

Hans Carossa: An die Katze (gekürzt) 48

Illustrationen nach Zeichnungen von Egon Stolterfoht, Berlin

Vergangenen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt sechs allerliebste Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß, mit schwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber, Köchinnen sind grausam,
Und Menschlichkeit wächst nicht in einer Küche —
Die wollte von den sechsen fünf ertränken,
Fünf weiße, schwarzgeschwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
Ich half ihr heim! — Der Himmel segne
Mir meine Menschlichkeit! Die lieben Kätzchen
Sie wuchsen auf und schritten binnen kurzem
Erhobnen Schwanzes über Hof und Herd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig dreinsah,
Sie wuchsen auf und nachts vor ihrem Fenster
Probierten sie die allerliebsten Stimmchen.
Ich aber, wie ich sie so wachsen sah,
Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. —
Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
Und Mittag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen,
Die Alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den sieben Katzen
Hat sieben, denkt euch! sieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß, mit schwarzen Schwänzchen!

Die Köchin rast, ich kann der blinden Wut
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
Ersäufen will sie alle neunundvierzig!
Mir selber, ach, mir läuft der Kopf davon —
O Menschlichkeit, wie soll ich dich bewahren!
Was fang' ich an mit sechsundfünfzig Katzen!



Das runde Fenster meiner Zelle ging auf den Gefängnishof. Es war sehr hoch vom Boden, doch wenn ich den Tisch an die Wand stellte und hinaufkletterte, konnte ich alles sehen, was draußen vorging. Über dem Fenster hatten sich Tauben unter dem Dache ein Nest gebaut, und wenn ich aus dem Fenster auf den Hof sah, girrten sie über meinem Kopfe.

Ich hatte hinreichend Zeit, um von meinem erhöhten Punkte aus die Gefängnisbewohner kennenzulernen, und ich wußte, daß der lustigste unter den finsteren, grauen Leuten Sasubrina hieß.

Er war ein dicker, untersetzter Bursch mit rotem Gesicht und hoher Stirn, unter der die großen, hellen Augen immer munter blitzten.

Seine Mütze trug er im Nacken, die Ohren standen lächerlich von seinem geschorenen Kopf ab, das Band des Hemdkragens war nie zugebunden, die Jacke nicht zugeknöpft, und jede Bewegung seiner Muskeln ließ eine Seele erkennen, unfähig zur Traurigkeit und zum Zorn.

Immer lachend, beweglich und laut, war er der Favorit des Gefängnisses; und er belustigte und zerstreute seine Gefährten durch allerhand komische Streiche, mit seiner aufrichtigen Heiterkeit dies dunkle, öde Leben verschönend.

Einmal kam er aus der Zelle mit drei in schlauer Weise an eine Leine gespannten Ratten. Sasubrina rannte auf dem Hofe hinter ihnen her und rief dabei, daß er mit einer Troika fahre; die von seinem Geschrei ganz rasend gemachten Ratten stürzten hier- und dorthin, und die Gefangenen, welche zusahen, lachten wie Kinder über den dicken Menschen und seine Troika.

Er schien der Meinung zu sein, daß er ausschließlich zur Belustigung der Leute da war, und scheute vor nichts zurück, um diese zu erreichen. Manchmal nahm seine Erfindergabe grausame Formen an; so klebte er zum Beispiel einmal das Haar eines schlafenden, auf der Erde sitzenden Jungen mit irgend etwas an eben diese Wand und weckte ihn dann plötzlich auf, als die Haare angetrocknet waren. Der Junge sprang schnell auf und fiel weinend zu Boden, indem er mit seinen dünnen, mageren Armen nach dem Kopf griff. Die

Arrestanten lachten, und Sasubrina war zufrieden. Nachher, — ich sah es von meinem Fenster aus — liebkoste er den Jungen, von dessen Haaren ein ordentlicher Büschel an der Wand haften geblieben war . . . .

Außer Sasubrina war noch ein Favorit im Gefängnis — ein dickes, rotes Kätzchen, ein kleines, von allen verwöhntes, muntres Tierchen. Jedesmal, wenn die Gefangenen zum Spaziergang herauskamen, suchten sie es irgendwo auf und tollten lange mit ihm herum, indem sie es von Hand zu Hand gehen ließen, ihm über den Hof nachjagten und sich die Hände und die vom Spiel mit dem Liebling belebten Gesichter zerkratzen ließen.

Wenn die Katze auf dem Schauplatz erschien, zog sie die Aufmerksamkeit von Sasubrina ab, und letzterer konnte mit dieser Bevorzugung nicht zufrieden sein. Sasubrina war in seiner Seele Artist und, als Artist, voll übermäßiger Eigenliebe. Wenn sich sein Publikum mit dem Kätzchen amüsierte, blieb er allein, setzte sich irgendwo auf dem Hofe in einen Winkel und beobachtete von dort aus seine Kameraden, die ihn in diesen Minuten vergaßen. Und ich beobachtete ihn aus meinem Fenster und empfand alles das, wovon seine Seele in diesen Momenten voll war. Es schien mir unvermeidlich, daß Sasubrina die Katze bei der ersten passenden Gelegenheit totschlagen werde, und es tat mir um den lustigen Gefangenen leid, der so begierig danach war, immer der Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit der Leute zu sein. Von allen Bestrebungen des Menschen ist diese die verderblichste für ihn, denn nichts ertötet die Seele so schnell, wie die Begier, den Menschen zu gefallen.

Wenn man im Gefängnis sitzt, erscheint einem selbst das Leben der Pilze an seinen Wänden interessant; darum ist die Aufmerksamkeit verständlich, mit der ich vom Fenster aus das kleine Drama unten und diese Eifersucht eines Menschen auf eine Katze beobachtete, und verständlich auch die Ungeduld, mit der ich die Katastrophe erwartete. Sie trat ein und spielte sich ab. Und das war so.

Einmal an einem hellen, sonnigen Tage, als die Gefangenen aus den Zellen auf den Hof strömten, sah Sasubrina in einer Ecke des Hofes einen Eimer mit grüner Farbe, den die Maler stehengelassen hatten, welche die Gefängnisdächer anstrichen. Er trat heran, dachte nach, steckte einen Finger in die Farbe und strich sich den Schnurrbart grün an. Der grüne Schnurrbart in seinem roten Gesicht erregte allgemeines Gelächter. Ein Halberwachsener, den es gelüstete, Sasubrinas Idee auszunützen, wollte sich auch die Oberlippe bemalen, aber Sasubrina tauchte die Hand in den Eimer und beschmierte ihm flink das ganze Gesicht. Der Bursche prustete und schüttelte den Kopf, Sasubrina tanzte um ihn herum, und das Publikum lachte in einem fort und spornte seinen Spaßmacher mit Beifallsrufen an.

Gerade in diesem Moment erschien das rote Kätzchen auf dem Hofe. Es ging, ohne zu eilen, über den Hof, hob zierlich die Pfötchen, wedelte mit dem hocherhobenen Schwanze und schien gar keine Angst zu haben, unter die Füße der Menge zu geraten, welche um Sasubrina und den von ihm angestrichenen Burschen herumtanzte, der mit aller Gewalt die klebrige Mischung von Öl und Grünspan mit den Händen abzuwischen suchte.

„Brüder!" rief jemand. „Miezchen ist da!"

„Ah! Miezchen, der Schelm!"

„Die Rote! Das Kätzchen!"

Das Kätzchen wurde gegriffen und ging von Hand zu Hand, von allen geliebkost.

„Sieh, wie sich's sattgefressen hat! Wie dick sein Bauch ist."

„Wie schnell es wächst!"

„Es kratzt, der kleine Teufel!"

„Laß es! Mag's umherspringen . . . .":

„Nu, ich halt den Rücken hin . . . . Spring, Miezchen!"

Um Sasubrina war es leer. Er stand allein, wischte mit den Fingern die Farbe vom Schnurrbart und blickte auf das Kätzchen, das über Schultern und Rücken der Gefangenen sprang. Zeigt es den Wunsch, auf einer Schulter oder einem Rücken sitzen zu bleiben, so bewegten sie diese und jenen und schüttelten das Kätzchen ab,

das dann von der Schulter des einen auf die des Nachbars sprang. Das belustigte sie alle, und ununterbrochenes Lachen ertönte.

„Brüder! Wir wollen die Katze färben!" erschallte Sasubrinas Stimme. Sie klang so, als erbitte er, indem er diese Belustigung vorschlug, gleichzeitig ihre Einwilligung.

Die Gefangenen lärmten los.

„Sie krepiert vielleicht davon!" meinte einer.

„Von der Farbe? Was du nicht redest!"

„Vorwärts, Sasubrina! Flink daran!"

Ein breitschultriger Bursche mit feuerrotem Bart rief aufgemuntert:

„Hat sich der Satan wieder 'nen Streich ausgedacht!"

Sasubrina hielt schon die Katze in den Händen und ging mit ihr an den Farbeneimer.

„Seht, Brüder, sehet hier . . . ."
sang Sasubrina:

„Die rote Katze färben wir
In der grünen Farbe ganz, —
Und dann gibt es einen Tanz."

Eine Lachsalve erdröhnte, die Gefangenen traten, sich die Seiten haltend, auseinander, und ich konnte sehen, wie Sasubrina das Kätzchen, es am Schwanz haltend, in den Eimer tauchte und herumtanzend sang:

„Halt, nicht miaut,
Den Paten nicht gekrault!"

Das Gelächter nahm zu. Einer winselte mit dünner Stimme:

„Oh — oh — oh! Oh, du dickwanstiger Schelm."

„Ach, Batjuschki!" stöhnte ein anderer.

Das Lachen benahm ihnen den Atem und erstickte sie; es krümmte ihre Leiber, es bog sie, es schallte und dröhnte durch die Luft — gewaltig und sorglos, immer mehr zunehmend und sich fast zur Hysterie steigernd. Lachende Gesichter in weißen Tüchern sahen aus den Fenstern der Frauenabteilungen auf den Hof. Der an der Mauer lehnende Aufseher, der seinen dicken Bauch vorstreckte, hielt diesen mit den Händen und stieß ein lautes, tiefes, ihn erstickendes Gelächter aus.

Lachend zerstreuten sich die Leute nach allen Seiten vom Eimer. Mit den Beinen wunderbare Kunststücke ausführend, tanzte Sasubrina, sich halb hinhockend, halb aufspringend, und sang dazu:

„Ei, lustig ist das Leben, schau!
War einst 'ne graue Katzenfrau,
Und ihr roter Katersohn
geht jetzt grüngefärbt davon!"

„Genug, genug, der Teufel hol' dich!" rief stöhnend der Rotbart.

Aber Sasubrina war jetzt in Stimmung. Um ihn dröhnte das tolle Gelächter der grauen Leute, und er wußte, daß er allein sie alle veranlaßt hatte, so zu lachen. In jeder Falte, in jeder Grimasse seines beweglichen Hanswurstgesichts zeigte sich deutlich dies Bewußtsein, und sein ganzer Leib zuckte im Genuß dieses Triumphes. Er hielt die Katze schon über den Kopf, tanzte unermüdlich in der Ekstase eines Artisten, der sich seines Sieges über die Menge bewußt ist, und improvisierte dazu:

„Meine lieben Brüder, seht,
Was in dem Kalender steht,
Die Katze muß 'nen Namen ham,
Daß man sie also nennen kann!"

Rings lachte alles um die von rasender Lustigkeit ergriffene Menge der Gefangenen; die Sonne lachte auf den eisenvergitterten Fensterscheiben, es lachte der blaue Himmel über dem Gefängnishof, und es war, als lächelten die alten, schmutzigen Mauern, wie ein Geschöpf lächelt, das die Heiterkeit in sich unterdrücken muß, damit sie nicht allzu laut in ihm werde. Hinter den Fenstergittern der Frauenabteilung sahen Frauengesichter auf den Hof; sie lachten auch, und ihre Zähne blinkten in der Sonne. Alles ringsum war wie umgewandelt, es hatte den langweiligen grauen Ton abgeworfen, der so bang und mutlos machte, und lebte auf, durchdrungen von diesem reinigenden Lachen, das, wie die Sonne, selbst den Schmutz zwingt, anständiger zu sein.

Nachdem er das grüne Kätzchen auf den Rasen gelegt hatte, der, zwischen den Steinen hervordringend, den Gefängnishof bunt erscheinen ließ, führte Sasubrina schwitzend, aufgeregt und atemlos immer noch seinen wilden Tanz auf.

Aber schon erlosch das Gelächter. Es war so über die Maßen gewesen und hatte die Leute ermüdet. Einer und der andere winselte noch hysterisch, einige lachten noch, aber schon mit Pausen dazwischen . . . . Schließlich kamen Momente, wo alle schwiegen, außer dem singenden und dem tanzenden Sasubrina und dem Kätzchen, das auf dem Rasen kriechend, leise und kläglich miaute. Es unterschied sich in der Farbe fast gar nicht von ihm. und — wahrscheinlich blendete es die Farbe und hinderte seine Bewegungen — kroch, großköpfig und klebrig-glatt, auf zitternden Beinen, blieb liegen, wie an den Rasen geklebt, und miaute in einem fort . . . .

„Kommt, ihr Leut — und seht,
Der grüne Kater geht,
Seht, die früher rote Katz'
Findet für sich keinen Platz."

kommentierte Sasubrina die Bewegungen des Kätzchens.

„Sieh an, Hund, wie geschickt!" sagte der rothaarige Bursche. Das Publikum betrachtete seinen Artisten mit übersättigten Augen.

„Wie's miaut!" sagte der halbwüchsige Gefangene mit einer

Kopfbewegung nach dem Kätzchen und sah seine Kameraden an. Sie schwiegen und beobachteten das Tierchen.

„Bleibt's denn nun sein lebelang grün?" sagte ein großer, grauhaariger Mann, indem er sich neben dem Miezchen niederkauerte. „Es trocknet in der Sonne, die Haare kleben ihm zusammen, und es krepiert . . . ."

Das Kätzchen miaute herzzerreißend, wodurch es eine Reaktion in der Stimmung der Gefangenen hervorrief.

„Es krepiert?" fragte der Junge . . . .

„Wenn man es abwüsche?"

Keiner antwortete ihm. Das kleine, grüne Klümpchen quälte sich zu Füßen dieser rauhen Leute und war bemitleidenswert in seiner Hilflosigkeit.

„Pfui! Ich bin wie geschmort!" rief Sasubrina indem er sich auf die Erde warf. Er wurde nicht beachtet.

Der Junge näherte sich dem Kätzchen und nahm es in die Hände, legte es aber gleich wieder auf den Rasen und sagte:

„Es ist ganz heiß . . . ."

Dann sah er die Kameraden an und äußerte mitleidig:

„So geht's dem Miezchen! Und wir werden kein Miezchen mehr haben! Warum habt ihr das Tier umgebracht?" . . . .

„Nu, es wird sich wieder erholen", sagte der Rothaarige.

Das grüne, verunstaltete Geschöpf kroch immer noch auf dem Rasen, zwanzig Paar Augen verfolgten es, und auf keinem Gesicht lag mehr der Schatten eines Lächelns. Alle waren finster, alle schwiegen, und alle wurden so traurig wie das Kätzchen, als hätte es ihnen sein Leiden mitgeteilt, und sie fühlten seinen Schmerz mit.

„Es wird sich wieder erholen", lachte der Junge höhnisch auf, die Stimme erhebend.

„Was nicht noch . . . . Wir hatten das Miezchen . . . . alle hatten es lieb . . . . Warum quält ihr's? Schlagt's lieber tot . . . ."

„Und wer hat's getan? rief der rothaarige Arrestant erbost.

„Der da ist der teuflische Anstifter!"

„Nu," sagte Sasubrina versöhnlich, „wir alle zusammen wollten es doch!" Und er krümmte sich wie vor Kälte.

„Alle zusammen!" äffte ihm der Junge nach . . . . „Auch noch! Du bist allein schuld . . . . ja!"

„Ach, du Kalb, brüll' nicht", riet ihm Sasubrina friedfertig.

Der grauhaarige Alte nahm das Kätzchen in die Hände, untersuchte es sorgfätig und gab den Rat:

„Wenn es in Petroleum gebadet würde, ginge die Farbe ab!"

„Meine Meinung ist, es am Schwanz zu nehmen und über die Mauer zu werfen", sagte Sasubrina und fügte lachend hinzu: „Das ist am allereinfachsten!"

„So—o?" brüllte der Rothaarige los. „Und wenn ich dir selber das täte? Willst du?"

„Teufel!" rief der Junge, riß die Katze aus den Händen des Alten und stürzte fort. Der Alte und noch einige gingen ihm nach.

Da blieb Sasubrina allein in einem Kreise von Leuten, die ihn mit bösen, finsteren Augen ansahen. Es war, als erwarteten sie etwas von ihm.

„Ich war's doch nicht allein, Brüder!" sagte Sasubrina kläglich.

„Schweig!" rief der Rothaarige, sich im Hofe umsehend, „nicht allein! Und wer denn noch?"

„Ja doch alle?" entriß es sich dem Lustigmacher laut.

„Uh, Hund!"

Der Rothaarige versetzte ihm eins mit der Faust in die Zähne. Der Artist wankte zurück, aber dort traf ihn ein Genickstoß.

„Brüder . . . ." flehte er bang. Aber seine Brüder hatten gesehen, daß die beiden Aufseher weit von ihnen waren, sie umringten ihren Favoriten dicht und stießen ihn mit ein paar Schlägen nieder. Von fern konnte die dichte Gruppe für eine sich lebhaft unterhaltende Gesellschaft gehalten werden. Von ihnen umringt und verdeckt lag Sasubrina zu ihren Füßen. Dann und wann erschallten dumpfe Laute — sie stießen Sasubrina mit den Füßen in die Rippen, ohne Hast, ohne Erbitterung, abwartend, bis der sich wie eine Natter windende Mensch ihren Fußtritten eine besonders geeignete Stelle darbot.

So vergingen drei Minuten. Plötzlich erschallte die Stimme des Aufsehers:

„Heda, ihr Teufel! Bleibt in euren Schranken!"

Die Arrestanten hoben die Folter nicht gleich auf. Nacheinander gingen sie von Sasubrina ab, und jeder verabschiedete sich im Weggehen mit einem Fußtritt von ihm.

Als sie auseinandergegangen waren, blieb er auf der Erde liegen. Er lag mit der Brust nach unten, seine Schultern bebten — wahr-

scheinlich weinte er — er hustete und warf aus. Dann fing er vorsichtig, als habe er Angst, zu zerbrechen, an, sich von der Erde aufzurichten; sich mit der linken Hand darauf stützend, bog er ein Bein ein und setzte sich auf die Erde, aufwinselnd wie ein kranker Hund.

„Verstell' dich!" rief der Rothaarige drohend. Sasubrina warf sich herum und stand schnell auf.

Dann wandte er sich wankend nach einer der Gefängnismauern. Eine Hand hatte er an die Brust gedrückt, die andere nach vorne gestreckt. So lehnte er sich an die Wand und beugte stehend den Kopf zur Erde nieder. Er hustete . . . .

Ich sah, wie dunkle Tropfen auf die Erde fielen; es war gut zu unterscheiden, wie sie auf dem grauen Hintergrunde der Gefängnismauer schnell erschienen und verschwanden.

Und um das Staatsgebäude nicht mit seinem Blut zu beflecken, gab sich Sasubrina alle mögliche Mühe, es so auf die Erde zu vergießen, daß kein Tropfen an die Wand kam.

Er wurde ausgelacht . . . .

Das Kätzchen war seit jener Zeit verschwunden. Und Sasubrina hatte mit niemand mehr die Aufmerksamkeit der Gefängnisbewohner zu teilen.

PÜTTRIN — DAS KÄTZCHEN

JOHANNES USEDOM

Sie war eine kleine, lebensprühende Katze mit glasmurmelgrünen Augen und einem weichen, seidenglänzenden, schwarzweißen Körperchen. „Eine ganz ordinäre Hauskatze", sagten die lieben Freunde und Bekannten, „der Kopf ist viel zu klein, der Schwanz zu lang, ein entsetzlich gewöhnliches Vieh! Wenn es noch eine echte Angora wäre!" Unter „Angora" taten sie es nicht. Nun, diesen Ehrgeiz hatte Püttrin nicht. Sie war ein schlichtes Kind. Sie legte keinen Wert darauf, vornehm zu sein. Sie miaute derb und nach heimischer Katzen Art. Schwanz- und Augensprache waren ebenso unmißverständlich naturhaft eindeutig. Was uns aber die kleine, unscheinbare Mauz so schnell ans Herz wachsen ließ — sie hatte eine Seele, eine ganz weit aufgeschlossene Seele, aus der es immer wieder zu uns großen und ach so so weisen Menschen geheimnisvoll sprach! Man mußte nur Ohren haben zu hören! — Auch dieses kleine Katzenleben erfüllte eine Botschaft, war Schicksal! —

Ihr Kindermäulchen konnte mehr als Sahne und zartes Schabefleisch schlecken. Es konnte schmeicheln und lustig sein, schmollen, trauern und im Zorn zwei Reihen spitziger Zähnchen zeigen. Ihre

weichen Pfötchen traten leichte Dellen in Decken und Kissen, zärtlichen Abglanz stiller Sonnenstunden, in denen sie nach langem Faulenzen an Tür und Fenster lautlose Schleichpatrouillen unternahm, um trotz aller Gegenmaßnahmen doch schließlich auf meinem Schreibtisch zu landen und mich nachdrücklichst durch Augenaufschlag, krause Stirnfalten und sanftes Beklopfen der schreibenden Hand an ihre Anwesenheit zu erinnern.

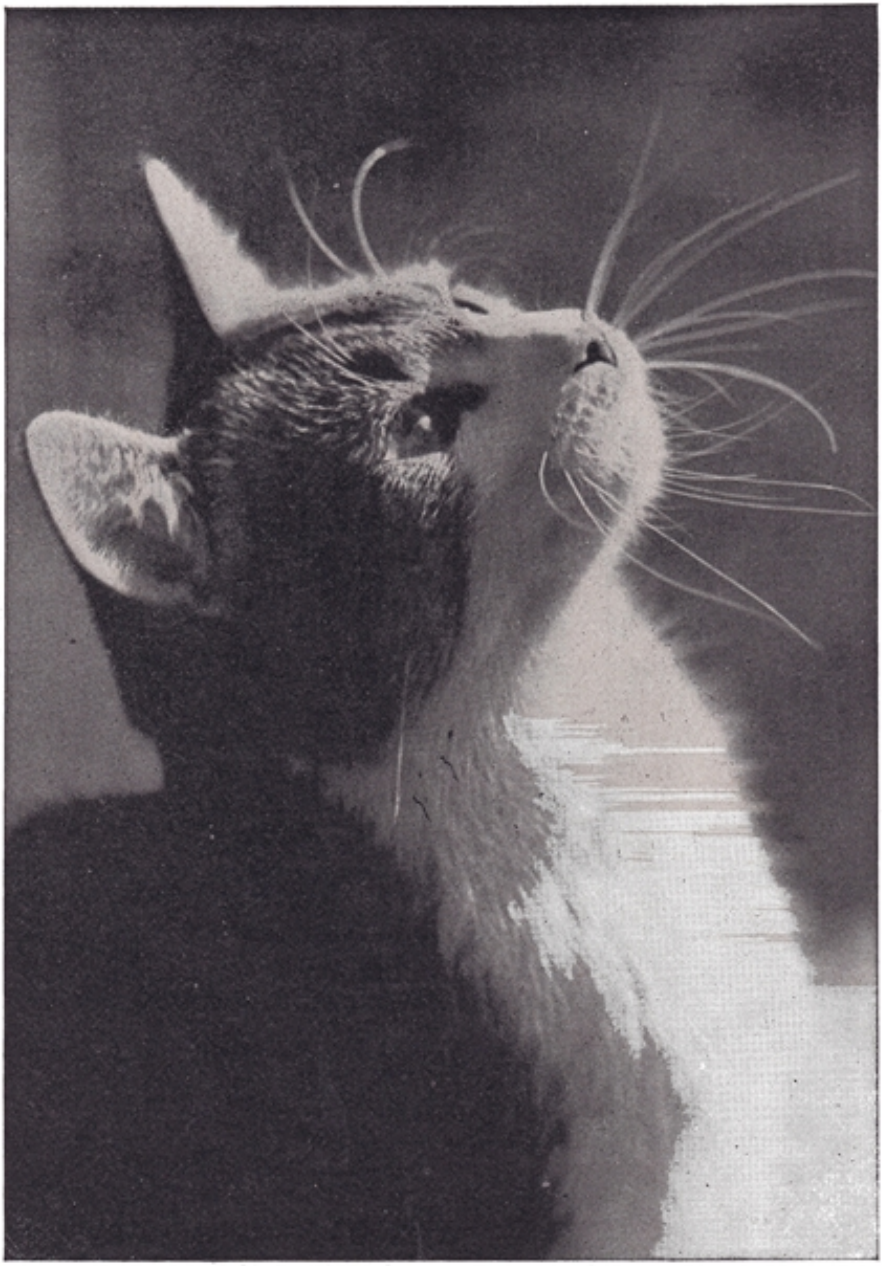
Dann spielten wir miteinander — und wie konnte sie spielen! Wie viele Varianten von Temperament sprühten aus ihren tiefen Augen! Kokette Spielerei, leises Grollen Enttäuschung, tapferes Draufgängertum, überlegene Ruhe, verhaltener Zorn, Mordgier und helle Freude am wehrlosen Opfer wechselten blitzschnell miteinander ab und steigerten sich zu dramatischen Ausbrüchen. Immer wieder setzte sie zum Sprung an. Wie eine Feder schnellte sich der elastische kleine Körper vor und packte den Gegner, bald spielerisch kosend, bald mit scharfer Kralle. Doch handelte sie nie anders als sie konnte, und nie gegen ihr Gesetz! Wo sind die Abende geblieben, wenn ich im Schein der gemütlichen Lampe sitzend, vorlas und sie neben mir hockte, die Ohren spitzend und neugierig lauschend! Dauerte es ihr zu lange, so machte sie es sich unter dem Buch auf den Knien bequem oder sprang in den Schoß ihres heißgeliebten Frauchens, und ihr nicht endenwollendes Schnurren war längst vertraute Untermelodie der in die Stille tropfenden Sätze. Wie ein Kind ließ sie sich stundenlang streicheln und kraulen, schloß vor Wonne die Augen, streckte alle Glieder von sich und dehnte ihren Körper in nicht zu überbietendem Behagen.

Für Fremde hatte sie herzlich wenig übrig; sehr offen bekundete sie ihnen ihre Abneigung und schlich sich in eine dunkle Ecke oder zum Zimmer hinaus. Waren wir nicht daheim, tollte sie wie ein ungezogenes Kind in der verlassenen Wohnung umher, sprang auf die Schränke, hob die Topfdeckel ab und zerfetzte die durch den Türspalt gesteckte Zeitung. Sie wußte genau, daß Übergriffe dieser Art streng bestraft wurden. Und Püttrin wurde bestraft! Hatte sie sich aber der gestrengen Autorität gebeugt, saß sie auch schon im nächsten Augenblick wieder in Frauchens Arm und war selig, daß wir da waren. Nie war sie „falsch", wie Kurzsichtige und Törichte sagten. Nie war sie „schlecht", wie etwa ein Mensch schlecht sein kann und so seiner Umgebung eine Last und Plage wird. Sie war uns lieber

als mancher „Freund". Sie kam dem Ideal der Gottesgeschöpfe um vieles näher als manches Exemplar der Gattung Mensch, das selbstbewußt auf zwei Beinen durch die Welt stelzt und wunder wie von seiner Größe überzeugt ist, nur weil es zufällig ein „Mensch" und kein „Vieh" ist.

Oft, wenn sie vor mir saß und mir minutenlang sinnend in die Augen sah, glaubte ich, sie wollte sprechen, sie müsse ihr kleines Herz ausschütten und mir offenbaren, was es an Leid und Freude bewege. War es denn um die Seele des kleinen Geschöpfes so anders bestellt wie um die der Menschen? Drückte nicht ihr Herz, dessen angstvoll schnellen Schlägen ich so oft lauschte, wenn ich sie im Arm hielt, ebenso wie uns der gleiche Kummer, der gleiche Gram? Hatte sie nicht ebenso schwer zu tragen an dem unentwirrbaren Rätsel Leben wie wir, ja schwerer, da doch kein Gott ihr die Sprache gegeben, zu sagen, was sie litt? —

Püttrines Samtfell schläft nun unter unserem Nußbaum im stillen Sommergarten! Ohne Pein war ihr Ende, klaglos und still ihr Hinübergleiten. Als ich ihren schon erkaltenden kleinen Körper, an dem ich zum ersten Male schwer zu tragen hatte, in den bröckelnden Frühlingsgrund schaufelte, wurden mir die Augen merkwürdig heiß. Was war das nur? War es nur der Abschied von den Augen, die jetzt im Todesschlaf gebrochen waren, von dem zarten weichen Tierleib? Oder war es nicht Dank, der wie aus einem Brunnen aufsprudelte — Dank für sehr viel Freude, Dank für einen reichen Schatz an Offenbarungen, für alles, was diese Erde so unermeßlich köstlich und rätselhaft gestaltet und von dem sie doch auch ein mir anvertrautes winzig Teil war, die kleine Püttrin! Sie war ein Teil von Gottes strahlender, schattenloser großer Seele! — Und nun leb wohl, kleine Püttrin! —



DIE KATZENMUTTER

MANFRED KYBER

In einem Heukorb auf der Dachkammer lag eine Katzenmutter mit zwei Katzenkindern. Die Kinder waren erst vor wenigen Tagen zur Welt gekommen und noch sehr hilflos — kleine Pfoten hatten sie, die immer ausrutschten, und verhältnismäßig große Köpfe mit blinden Augen, die sich suchend im Fell der Mutter vergruben. Sehr sonderbar sahen sie aus. Aber die Katze fand sie über die Maßen schön, denn es waren ja ihre Kinder — das eine grau und schwarz getigert, wie sie selbst, eine Schönheit also, wie man wohl ohne falsche Bescheidenheit sagen durfte — das andere ganz der Vater, der bunt war, mit eleganten weißen Hosen und weißen Handschuhen und einem Tupfen auf der Nase. Wie hatten sie beide so herrlich zusammen gesungen an den ersten Märzabenden im Garten, zweistimmig, viele hübsche Lieder . . . .

Sehr begreiflich, daß diese Kinder mit den kleinen, rutschenden Pfoten und den großen Köpfen so prachtvolle Geschöpfe geworden waren, nicht nur Katzen, was an sich schon der Gipfelpunkt ist, wie jeder weiß, nein, Katzenkinder, wie sie die Erde noch nicht gesehen! Stolz reckte sich die Katzenmutter in die Höhe und betrachtete liebevoll schnurrend die kleinen Wunder ihrer Welt.

„Ich sollte doch mal ein wenig nach Mäusen gehen", sagte die Katze, „die Kleinen schlafen, und eine Ablenkung würde mir guttun; Kinderpflege ist angreifend, und mir ist auch so, als hätte ich einen beachtenswerten Appetit."

Die Katze erhob sich vom Heulager, beleckte schnell noch einmal ihre Kinder und strich dann auf leisen Sohlen an Kisten und Körben entlang. Es hatte doch, auch wenn man allmählich etwas in die Jahre gekommen war, immer noch etwas angenehm Aufregendes, so nach Mäusen zu schnüffeln. Und jetzt — raschelte da nicht jemand? Roch es nicht so erbaulich nach Mäusen? War da nicht der feine Duft, unverkennbar für eine kätzliche Nase? Noch einige vorsichtige Schritte, auf Sammetpantoffelchen — niemand machte ihr das nach — und dann stand sie vor einem Mäusenest, in dem zwei kleine, nackte Jungen lagen.

Bloß Junge, dachte die Katze, da wären die Sammetpantoffelchen überflüssig gewesen, die können weder laufen noch sehen. Es lohnt

überhaupt kaum, zwei kleine Bissen, weiter nichts. Aber man kann ja immerhin zur Stärkung sozusagen . . . .

Sie wollte zupacken, aber etwas in ihr widersprach.

Sie können weder laufen noch sehen, ganz wie deine Kinder. Sie sind völlig hilflos, und die Mutter wird wohl tot sein. Sie sind so hilflos wie deine Kinder, wenn du nicht da bist. Es ist wahr, daß es Mäuse sind, aber es sind kleine Mäuse, sehr kleine, es sind Kinder — nicht wahr, du weißt es, was Kinder sind!

Es war die Mutterliebe, die redete, und in ihr redete die Allliebe, ihr künftiger Geist. „Nicht wahr, du weißt es, was Kinder sind?" fragte die Stimme. Die Katze beugte sich herab, faßte die eine kleine Maus vorsichtig mit den Zähnen und trug sie in ihren Heukorb. Dann ging sie zurück und holte das andere Junge. Sie nahm beide an die Brust und legte sie mit ihren zwei Katzenkindern zusammen.

Die kleinen Mäuse waren schon halb erstarrt, aber sie wärmten sich sehr schnell im Fell der Katze. Sie fühlten sich völlig geborgen bei einer Mutter und ahnten es nicht, daß die Mutter eine Katzenmutter war. Wie sollten sie das wissen? Sie waren blind und hilflos. Über ihnen lag schützend die krallenlose weiche samtene Katzenpfote.

Die Katzenkinder wuchsen, und die Mäusekinder wuchsen. beide öffneten die Augen, und das erste, was beide sahen, war die gleiche Mutter und die gleiche große Mutterliebe.

Sie waren Kinder und spielten miteinander, und die Sonne sah zum Fenster herein und spielte mit. Und sie wob einen goldenen Schein um den Kopf der Katzenmutter.

DIE RETTUNG DER FREUNDIN

FRIEDRICH SCHNACK

Der Kleinbauer Perkhammer hielt sich einen Hund und eine Katze. Der Hund war ein struppiger Dorfköter, die Katze trug ein tiefschwarzes Fell, und ihre Gestalt war lang und geschmeidig. Perkhammer war dem Hund mehr zugetan als der schwarzen Jägerin. Der Hund bewachte Haus und Hof und holte auch dann und wann einen kleinen Hasen aus dem Feld, wenn es niemand sah. Die Katze fing Mäuse. Das gereichte der Kornkammer zum Vorteil. Wie sich der Nutzen abstufte, so auch Perkhammers Tierliebe: zuerst der Hund, dann die Katze.

Mehr als er den Tieren zugetan war, liebten die Tiere einander. Sie waren, seit frühester Jugend miteinander aufgewachsen, unzertrennliche Freunde, kannten auch allerlei Späße und Vergnügungen. Da gab es einen Rest von Gummiball, den der Hund heimgeschleppt hatte. Er ließ sich hin- und herzerren, und wurde er von Katzen- und Hundepfoten gepackt, dehnte er sich und schnappte weg wie lebendig, was wiederum mit einer Hasenpfote aus der Küche nicht möglich war. Gummi und Hasenpfote wanderten im Haus umher, sie wurden durch Stube und Küche geschleift, überallhin. Bald war in diesem fröhlichen Spiel die Katze Siegerin, bald gewann der Hund bei der Katzbalgerei. Selten, daß einmal das Spiel in Ernst ausartete.

Befand sich ihr Herr daheim, hielt sich das Vergnügen in Grenzen. Sobald er aber aus dem Hause war, ging es los. Die beiden Freunde rasten in Stube und Küche umher, tollten, bellten, raunzten, knurrten, balgten sich um Gummi und Hasenpfote und trieben es oft so sehr, daß ihre Sprünge sogar den Stuhl vor dem Tisch umwarfen. Eines Tages waren sie besonders wild gewesen. Die Katze, verfolgt von ihrem Gefährten, war auf die Anrichte gesprungen und aus Versehen in einen Satz Teller hinein, von denen ein paar auf die Steinfliesen hinunterknallten. Der Hund, schon an der Anrichte emporspringend, hielt zusammenzuckend inne. Er hatte plötzlich eine dunkle, schmerzhafte Erinnerung an eine zerbrochene Schüssel. Ihm war nicht geheuer. Sein Spieleifer war dahin, und als bald darauf sein Herr heimkam, lief er ihm mit schlechtem Gewissen entgegen.

Mißtrauisch blickte der Bauer auf seinen Hund, und als er in die Küche trat, gewahrte er die Bescherung. Der Hund, nichts Gutes erwartend, hatte sich schnell hinter die Bodenstiege gedrückt, und die Katze saß spinnend auf dem Fensterbrett. Die schönen Teller! Der Bauer geriet in Zorn. Und dann fällte er das Urteil. Er schlurfte in den Schuppen, um einen kleinen Sack zu holen. Es kann nicht verschwiegen werden, daß Perkhammer in diesem Augenblick für andere kein gutes Beispiel abgegeben hätte; es war nur gut, daß niemand außer dem Hund zugegen war. Hier würde man nichts Gutes gelernt haben.

Der Hund, hinter der Bodenstiege, beobachtete scharf das Tun seines Herrn. Dieser ging mit dem Sack in die Küche, wo die Katze saß. Der Hund konnte nicht sehen, was sich jetzt abspielte, der Rücken seines Herrn verdeckte die Aussicht. Da war das Schlimme auch schon geschehen. Der Bauer hatte die Katze in den Sack gesteckt. Sie kratzte am Stoff: aber das half nun alles nichts, der Bauer hatte den Sack zugebunden! Leb' wohl, du Katzenwelt, ade, du Mäuseerde!

Der Hund war aber nicht dumm. Er sah, wie sich der Sack bewegte und daß sich darin etwas wälzte und er begriff, was geschehen sollte. Wie geprügelt, senkte er die struppige Schnauze und trottete traurig hinaus in den Hof, wo er sich hinter der Karre verkroch. Der Bauer ging mit dem Sack fort. Aber ehe er noch das Buschwerk erreichte, kam der Hund hinter dem Karren vor und folgte langsam seinem Herrn. Dieser war an den Fluß getreten und schleuderte das Bündel ins Wasser. Hierauf ging er rasch fort auf dem Weg zum Dorf.

Der Hund hatte alles mit angesehen. Er hatte sich auf die Hinterbeine gesetzt und den Kopf schräg hochgerissen, Angst im Blick, mit schärfster Anspannung seiner Jagdsinne. Dann, mit einem Satz schnellte er vor. Von seinem Herrn unbemerkt, sprang er in den Fluß.

Oh, er war ein starker Schwimmer, keuchend und mit ganzer Kraft bewegte er sich auf das braune Bündel zu, das auf dem Spiegel hintrieb, getragen von Luftblasen, aber schon halb versinkend. Näher und näher! Dieser Hund, der struppige Dorfköter! Man darf sich vorstellen, daß seine dumpfe Tierseele erglühte und seinen Muskeln Ausdauer und Kraft verlieh. Er riß die Schnauze auf, seine Zähne blitzten und sein Atem hechelte. Und er erwischte das Bündel, ehe es unterging. Rasch zum Ufer damit! Hier zerbiß er das Gewebe, und mit den starken Pfoten nachhelfend, erweiterte er die Öffnung. Endlich konnte er die schwer mitgenommene Freundin befreien. Sie begann sogleich, sich zu putzen und zu lecken. Der Hund half mit, er leckte und bügelte mit der Zunge das klatschnasse Fell. Dann liefen sie miteinander heim, wie wenn nichts gewesen wäre.

Am Spätnachmittag kam Perkhammer zurück. Er sah den Hund im Hof auf einem Strohhaufen liegen und die Katze dicht bei ihm. Der Hund wärmte ihr das Fell. Der Mann riß die Augen auf und mit den äußern zugleich die inneren. Er konnte einen Blick tief, tief ins Leben tun, das weiter reichte als das seine. Wahrhaftig, seine Katze! Die schwarze Katze, die er in den Sack gesteckt hatte. Er schüttelte nichtverstehend den grausträhnigen Kopf und schlurfte in die Küche. Hier stellte er sich an das Fenster und blickte zu seinem Hund. Unsicher blickte er. Der Hund lag und rührte sich nicht.

Es ist doch bloß 'n Hund . . . .! dachte Perkhammer, und in seiner Miene flimmerte plötzlich ein Licht, wie wenn ihm ein geheimnisvoller Blitz in die Seele geschlagen hätte. Ein fremdartiges Gefühl beschlich ihn. Das war ihm unangenehm. Er eilte auch gleich darauf in die Scheuer, wo er etwas zu tun fand.

Aber die Katze, die schwarze Jägerin, wurde nicht ein zweitesmal in einen Sack gesteckt.

VON KINDERN UND KATZEN, UND WIE SIE DIE NINE BEGRUBEN

THEODOR STORM

Mit Katzen ist es in früherer Zeit in unserem Hause sehr „begänge" gewesen. Noch vor meiner Hochzeit wurde mir von einem alten Hofbesitzer ein kleines kaninchenblaues Kätzchen ins Haus gebracht; er nahm es sorgsam aus seinem zusammengeknüpften Schnupftuch, setzte es vor mir auf den Tisch und sagte: „Da bring ich was zur Aussteuer!"

Diese Katze, welche einen weißen Kragen und vier weiße Pfötchen hatte, hieß die „Manschettenmieze". Während ihrer Kindheit hatte ich sie oft, wenn ich arbeitete, vorn in meinem Schlafrock sitzen, so daß nur der kleine hübsche Kopf hervorguckte. Höchst aufmerksam folgten ihre Augen meiner schreibenden Feder, die bei dem melodischen Spinnerlied des Kätzchens gar munter hin und wieder glitt. Oftmals, als wollte sie meinen gar zu großen Eifer zügeln, streckte sie auch wohl das Pfötchen aus und hielt die Feder an, was mich dann stets bedenklich machte, und wodurch mancher Gedankenstrich in meine nachher gedruckten Schriften gekommen ist.

Die Manschettenmieze selber ist, wie ich fürchte, durch diesen Verkehr etwas gar zu gebildet geworden; denn da sie endlich groß und dann auch Mutter manches allerliebsten kaninchengrauen Kätzchens geworden war, verlangte sie, gleich den feinen Damen, allezeit eine Amme für ihre Kinder; und da die Nachbarskatzen sich nur selten zu diesem Dienst verstehen wollten, so sind fast alle ihre kleinen Ebenbilder elendiglich zu Grunde gegangen. Nur einen kleinen weißen Kater zog sie wirklich groß, welcher wegen seines grimmigen Aussehens „der weiße Bär" genannt wurde und nachher aber eine Katze war.

Später, da schon zwei kleine Buben lustig durch Haus und Garten tobten, waren drei Katzen in der Wirtschaft: nämlich außer den vorbenannten noch ein Sohn des weißen Bären, genannt „der schwarze Kater", ein großer ungebärdiger Geselle; vielleicht ein Held, aber jedenfalls ein Scheusal, von dem

nicht viel zu sagen, als daß er, besonders in der schönen Frühlingszeit, unter schauderhaftem Geheul gegen alle Nachbarkater zu Felde lag, daß er stets mit einem blutigen Auge und zerfetztem Fell umherlief und außerdem noch seine kleinen Herren biß und kratzte.

Von der Großmutter, der Manschettenmieze, die nachmals ganz berühmt geworden ist, wäre noch vielerlei zu berichten; da sie aber in der Geschichte, die ich hier am Schluß erzählen will, nur ein einzig Mal „Miau" zu sagen hat, so soll's für eine schicklichere Gelegenheit verspart sein.

Es geschah aber, daß unser mit drei Katzen also stattlich begründetes Heimwesen durch den hereingebrochenen Dänenkrieg gar jämmerlich zu Grunde ging; meine beiden Knaben und noch ein kleiner dritter, der hinzugekommen war, mußten mit mir und ihrer Mutter in die Fremde wandern, und so gastlich man uns draußen aufnahm, es war doch in den ersten Jahren eine trübe, katzenlose Zeit.

Zwar hatten wir ein Kindermädchen, welches Anna hieß; ihr gutes rundes Gesicht sah allzeit aus, als wäre sie eben vom Torfabladen hergekommen, weshalb die Kinder sie die „schwarze Anna" nannten; aber eine Katze in unser gemietetes Haus zu nehmen, konnten wir noch immer nicht den Mut gewinnen. Da — drei Jahre waren so vergangen — kam von selber eine zugelaufen, ein weiß und schwarz gefleckte Tierchen, schon wohlerzogen und von anschmiegsamer Gemütsart.

Was ist von diesem Käterchen zu sagen? — Zum mindesten der Pyramidenritt.

Da nämlich den beiden größeren Buben das gewöhnliche Zubettgehen doch gar zu simpel war, so hatten sie's erfunden, auf der schwarzen Anna zu Bett zu reiten; derart, daß sie dabei

auf ihrer Schulter saßen und die kleinen Kinderbeinchen vorn herunterbaumelten. Jetzt aber wurde das um Vieles stattlicher; denn eines Abends, da sich die Tür der Schlafkammer öffnete, kam in das Wohnzimmer zum Gute-Nacht-sagen eine vollständige Pyramide hereingeritten; über dem großen Kopf der schwarzen Anne der kleinere des lachenden Jungen, über diesem dann der noch viel kleinere Kopf des Käterchens, das sich ruhig bei den Vorderpfötchen halten und dabei ein gar behaglich und vernehmbares Spinnen ausgehen ließ. — Dreimal ritt diese Pyramide die Runde in der Stube und dann zu Bett.

Es war sehr hübsch; aber es wurde der Tod des kleinen Katers. Die guten Stunden, die er nach solchem Ritt zur Belohnung im Federbett bei seinem jungen Freunde zubringen durfte, hatten ihn so verwöhnt, daß er eines scharfen Wintermorgens, da er am Abend ausgeschlossen worden, tot und steifgefroren im Waschhause aufgefunden wurde.

Und wieder kam eine stille, katzenlose Zeit.

Aber wo fände sich nicht eine Aushilfe! Ich konnte ja vortrefflich Katzen z e i c h n e n; — und ich zeichnete! Freilich nur mit Feder und Tinte; aber sie wurden ausgeschnitten und aus dem Tuschkasten sauber angemalt: Katzen von allen Farben und Arten, sitzende und springende, auf Vieren und auf Zweien gehend. Katzen mit einer Maus im Maule und einem Milchtopf in der Pfote, Katzen mit Kätzchen auf dem Arme und einem bunten Vöglein in der Tatze; den Preis über alle aber gewann ein würdig blickender grauer Kater mit rauhem, bärtigem Antlitz. Ihm wurde in einer Kammer, wo die Kinder spielten, aus Bauholz ein eigenes Haus mit Wohn- und Staatsgemächern aufgebaut. Viel Zeit und Mühe war darauf verwandt worden; deshalb erhielt es aber auch das Vorrecht, vor dem zerstörten Eulbesen der Köchin durch strenges Verbot geschützt zu werden. Es hieß „das Hotel zur schwarzen Anna"; und „der alte Herr", welchen Namen der Graue sich gar bald erworben hatte, hat lange darin gewohnt. Selten nur verließ er seine angenehmen Räume; desto lieber, da es ihm an Dienerschaft nicht fehlte, versammelte er bei sich die Gesellschaft seiner Freunde und Freundinnen. Dann ging es hoch her; wir haben oft durchs Fenster eingeguckt. Fetter Rahm in Tassenschälchen, Bratwürstchen und gebratene Lerchen wurden immer aufgetragen; den Ehrenplatz zur Rechten des Gastgebers aber hatte allezeit ein allerliebstes weißes Kätzchen mit einem roten Bändchen um

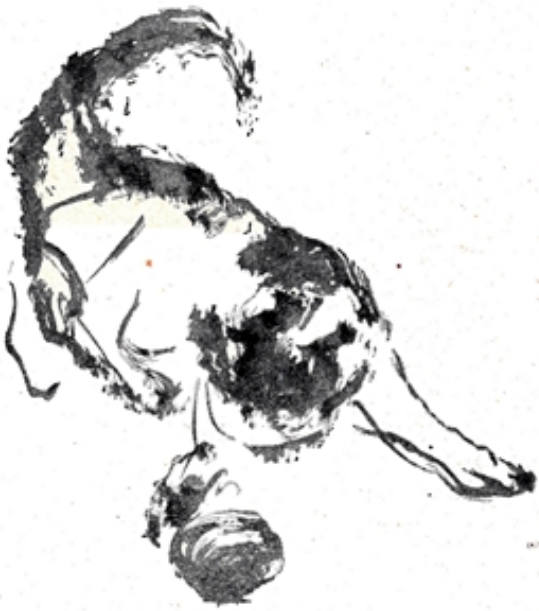
den Hals; ob es eine Verwandte oder gar die Tochter desselben gewesen, haben wir nicht erfahren können.

Außer solchen Festen lebte übrigens der alte Herr still für sich weg; nur manchmal liebte er es, aus seinem Hause auf die Spiele der Kinder in der Kammer hinabzublicken, wozu er die bequemste Gelegenheit hatte, da das Hotel „Zur schwarzen Anna" auf einer Fensterbank erbaut war. Dann stieß wohl eines der Kinder das andere an und flüsterte: „Seht, seht! Der alte Herr steht wieder einmal am Fenster!"

Auch seinen Geburtstag sollte er noch erleben. Zu diesem Feste, an welchem alle Kater und Katzen sich zur Gratulation versammeln sollten, bekam ich den Auftrag, sein Brustbild in Lebensgröße zu malen, was dann auch wirklich am Morgen des Festtages, in einen breiten Goldrahmen gefaßt, im Saale des Hotels aufgehängt wurde.

Aber es nimmt alles einmal ein Ende. — Da wir eines Morgens aufgestanden waren, fanden wir ihn tot in seinem Bette. Ob er bei dem letzten leckeren Mahle sich zu viel getan, ob die ihm zugemessene Lebensdauer abgelaufen war; — so viel steht fest, was wir hier vor uns sahen, war nur noch seine entseelte Hülle.

Also wurde ein Schächtelchen mit schwarzem Papier beklebt und ausgeschlagen und so ein Sarg daraus gemacht. Der alte Herr wurde hineingelegt und stand zur Parade in dem großen Saale des Hotels, wo von der Wand sein noch in aller Lebensfülle gemaltes Bildnis auf den Sarg herabsah.



Endlich wurde er auf dem Steinhofe — ach, einen Garten hatten wir da draußen nicht! — in das für ihn gegrabene Grab gesenkt und mit einem schweren Steine fest und dauerhaft bedeckt.

— — Aber wer möchte nicht gern wissen, wie die Toten aussehen! — Natürlich wurde der alte Herr nach einem halben Jahre wieder ausgegraben, sehr

mit Schimmel überzogen vorgefunden, schaudernd und ganz genau betrachtet und dann endlich noch einmal und auch zum allerletzten Mal begraben.

Für Kinder und alte Leute, welch ein erlösender Zauber liegt in dem Begraben!

In der Heimat zur Zeit der Manschettenmieze, als die zwei ältesten Knaben ihre ersten Kittel noch nicht ausgetragen hatten, als sie für den großen Garten, der am Hause war, mit eigenem „Schmierzeug" noch versehen waren, — in jener glücklichen Zeit gab es außer Katzen auch noch anderes Getier im Hause. Da war ein kleiner weißer Pudel, welcher „Bube" hieß, aber leider trotz des Tierarztes schon früh an einer Hunde-Kinderkrankheit sterben mußte; dann war ein weißes Kaninchen, welches „Nine" hieß, und außerdem noch eine weiße Taube, welche keinen Namen hatte, sonst aber sehr wohl „Federlos" hätte heißen können.

In dem geräumigen Taubenschlag auf dem Hausboden hatte sie einst mit vielen schönen Gefährten, Hahnenschwänzen und Mohrenköpfen, gewohnt und sich von dort aus lustig mit ihnen über den grünen Gärten in der Luft getummelt; aber eines Nachts war der Marder eingebrochen, und sie allein blieb die Überlebende. Damit sie in dem großen leeren Schlage nicht allzu sehr die Einsamkeit empfinde, wurde das Kaninchen ihr zum Gesellen beigegeben, und da weder dieses von ihren Erbsen, noch sie die Hundeblumenblätter des Kaninchens begehrte, so lebten sie wie Geschwister einträchtiglich

beisammen. Wenn die Taube von ihren Ausflügen heimkam, klappte Nine allzeit freudig mit den Hinterläufen, denn sie spielten dann Greif oder Haschemännchen miteinander, und da das Kaninchen sehr gut greifen konnte, so geschah es dabei ganz von selber, daß es seiner Freundin einen Mund voll Federn nach dem anderen abbiß. — So wurde sie das Täubchen „Federlos" und konnte nur noch mit den Posen fliegen.

Aber weiter kam es nicht; die Posen sollte sie behalten. Denn da die Knaben eines Morgens in den Schlag hinanstiegen, flatterte das Täubchen Federlos zwar noch um sie herum, Nine aber lag mit ausgestreckten Vieren tot und platt am Boden.

Eilig stürmten sie die Treppen hinab und verkündeten im Wohnzimmer ihre Trauerkunde, wo ich ahnungslos bei meiner Tasse Tee saß.

Wahrscheinlich hatte Nine sich an Taubenfedern tot gegessen; indessen ich bedachte solches nicht und sagte ohne viele Umstände: „Da habt ihr's wohl verhungern lassen!"

Ob das Gewissen der Beiden dennoch nicht ganz rein gewesen? — Aber — hilf Himmel! Wie huben auf dieses Wort die kleinen Kerle an zu schreien! Kein Trost, kein Zuspruch half, die Tränen liefen ihnen stromweis über die Backen.

Da trat mein Freund, der Doktor — der als Primaner einst so schön die Klarinette spielte — in die Tür. „Halloh! Jungens, was ist da los?"

Die Augen wandten sich zu dem Sprecher, und einen Augenblick lang stockte das Geheul. „Doktor," rief der eine in wehmütigster Klage, „unser Nine ist tot!"

„Und wir haben es verhungern lassen!" schrie der andere. — Dann heulten sie beide wieder mit vereinten Kräften.

„Jungens!" rief der Doktor. „Euer Nine wird nicht mehr lebendig! Aber wißt ihr denn das nicht? Wenn es tot ist, so müßt ihr es begraben!"

B e g r a b e n ! — Das Zauberwort war gesprochen. Das Geschrei verstummte, die Tränen wurden abgewischt, ein wahres Sonnenleuchten verklärte die Gesichter der beiden Kinder. — Schon waren sie aus dem Zimmer und die Bodentreppe hinaus; und nicht lange, so kamen sie fröhlichen Angesichts mit dem Leichnam ihres Nine angezogen; der eine hatte es an den Ohren, der andere an den Hinterläufen. So zogen wir mitsammen in den Garten hinaus.

Als wir auf dem großen Steige waren, begegnete uns die Manschettenmieße. „Miau!" sagte sie, indem sie stehen blieb und uns ansah.

Der Zug hielt; und die Kinder sahen sie wieder an. „Mite," sagte der Kleine. noch einmal in seinen Klageton verfallend, „unser Nine ist tot!"

Dann setzte der Zug sich wieder in Bewegung, und Mite machte einen Buckel und sprang mit, um dem Begräbnis beizuwohnen.

Der Doktor hatte schon den Spaten in der Hand, und an der Geißblattlaube unter überhängenden Ulmenzweigen wurde nach reiflicher Erwägung die Stätte auserwählt. Da wurde ich von der Magd ins Haus zurückgerufen und überließ dem Doktor allein die Leitung unserer Trauerfeierlichkeit.

Drinnen im Hause erwarteten mich ganz andere Dinge. Da war ein Mann, der hatte einen bösen Schuldner, von dem er weder Kapital noch Zinsen erhalten konnte, und wir sprachen wohl eine halbe Stunde miteinander, auf welche Weise ihm zu beidem zu verhelfen sei.

Als ich dann wieder in den Garten hinauskam, war der Doktor nicht mehr da; auch der Körper des verstorbenen Nine war verschwunden, und der Spaten lehnte an der Planke. Die beiden kleinen Totengräber aber — die natürlich ihr Schmierzeug anhatten — lagen neben der Geißblattlaube auf den Knieen und hatten einen kleinen

seltsam glänzenden Erdhügel zwischen sich, auf dem sie beide eifrig mit ihren rotkarierten Taschentüchern rieben.

„Was macht ihr da?" fragte ich, indem ich zu ihnen trat; denn diese Sache war mir völlig unverständlich.

Da guckte der Kleine auf. „Papa!" sagte er, und sein Gesicht leuchtete so fröhlich wie droben kaum die liebe Himmelssonne, — „wir polieren Nine sein Grab mit Spucke!"

— — Und so endete dies vergnügliche Begräbnis.

DER LETZTE SEINES STAMMES

HERMANN LONS

Mitten in dem einsamen Bergwalde liegt ein tiefer Erdfall. Jäh stürzen die grauweißen, zerborstenen Gipsfelsen an seinen Steilwänden ab. Eine Fichtendickung, ein schwarzer, verfilzter Klumpen, umringt ihn zur Hälfte. Ihr gegenüber am anderen Rande, ragt aus weichem, leuchtendem Moose eine steinerne Säule empor, ein grober, ungeschlachter Block. Die Inschrift, die das Denkmal trug, ist nicht mehr zu deuten. Schwach hebt sich aus der grauen Flechtenkruste ein kunstloses Kreuz ab, roh in den Stein gemeißelt, und ebenso grob hineingehauen ist das gestielte Dreieck daneben. Es soll ein Beil vorstellen.

Kein Mensch weiß, zu wessen Gedenken der Blutstein gesetzt wurde. Aber er machte den Wald unheimlich. Kein Bauer, kein Holzarbeiter geht gern allein hier vorbei. Es geht da um. Man hört es rascheln und sieht nicht, was da geht. Man hört es schreien und weiß nicht, von wem. In der Dämmerung tanzen grüne Lichter um den Stein. Der alte Waldwart hat sie oft gesehen.

Auch heute, an diesem hellen Maienmorgen, sieht er unhold aus, der graue Block. Unheimlich sind die Blumen, die um seinen Sockel blühen: blasser, gedunsener Aaronsstab, menschenhautfarbiger Schuppenwurz, der Vogelnestwurz, wachsgelbe Blütengespenster, der Nachtviole leichenfarbene Blumen. Das Reh, das am Rande des Erdloches entlang zieht, verhofft jäh, äugt nach dem Mordsteine, windet, tritt hin und her und flüchtet laut schreckend von dannen. Eine Märzdrossel, die mit einer bunten Schnecke im Schnabel auf einem Felsbrocken einfällt, läßt ihre Beute fallen und stiebt mit Gezeter ab. Der Rotspecht, der vorüberschnurrt, hebt sich höher und schreit entsetzt auf. Der Holzschreier wendet jäh seinen Flug und kreischt voller Angst. Auch das Rotkehlchen flattert mit Furchtgeschrille davon.

Der graue Felsblock am Sockel des Mordsteines, schwarz gestreift von den Schlagschatten der Eschenzweige, gelb gefleckt von einfallendem Lichte, hat Leben bekommen. Er reckt sich, streckt sich, läßt eine grau und schwarz geringelte Schlange sich winden und drehen, rundet sich, dehnt sich und bläht sich, wird lang und dünn und kurz

und dick, läßt zwei grüngelbe Lichter aufblitzen, eine rote Flamme aufleuchten, duckt sich, schnellt sich empor und bildet plötzlich eine seltsame Bekrönung des unheimlichen Steins.

Sie haben alle recht, die da sagen, bei dem Warloche gehe es um, da schleiche unhörbar ein Gespenst, da schreie ein unsichtbarer Kobold, da blitzen grüne Augen, Has' und Reh, Eichhorn und Haselmaus, Drossel und Rotbrüstchen, sie kennen es allzu gut, das graue Gespenst, das leise heranschleicht und lautlos zufaßt mit unfehlbarem Griffe und sicherem Biß. Die letzte Wildkatze des Tales ist es, die im alten Mutterbau auf dem Grunde des Warloches haust, ein Kuder, so stark wie ein alter Fuchsrüde.

Oben auf dem Denkmale bleibt er eine Weile sitzen, den Sonnenstrahl genießend, der durch das Eschenlaub auf seinen Rücken fällt. Dann stellt er sich aufrecht, reckt die Lunte steif empor, rundet den Rücken, macht ihn lang, reckt sich und gähnt, setzt sich, wäscht und putzt sich und ist im Nu wieder am Boden, wo der alte Holunderbusch den schiefen Stamm über das Erdloch schiebt. Der Kuder reibt, wohlig schnurrend, den Rücken an dem rauhen Stamm, dann fährt er zurück, springt vor, versetzt der Rinde einen Prankenhieb, zieht die Krallen durch die Rinde, ganz schnell viele Male und dann wieder ganz sacht, bis die Rinde wund ist und stechender, dumpfer Duft ihr entströmt. Und da wirft sich der Waldkater schnurrend und murrend und knurrend gegen sie, streichelt sie zärtlich, drückt die Nüstern an sie, versetzt ihr grausame Krallenhiebe, reißt Bastfetzen herunter, wirft sich auf den Rücken und zerfetzt das starkriechende Laub mit langsamen Griffen und schnellt plötzlich auf alle vier Läufe, zu Stein erstarrt, die Gehöre steil aufgerichtet, und lautlos gleitet er an der Gipswand hinab.

Es knickte ein dürrer Stengel, es knitterte ein trockenes Blatt, leise, ganz leise, aber doch nicht so leise, daß des Katers scharfes Gehör das Geräusch nicht richtig deutete. Da war nicht Reh und war nicht Has', und war nicht Vogel und war nicht Maus, das war nicht Bauer und war nicht Magd, das war die seltsam riechende Sohle, die seit dem letzten Vollmond den Wald durchschleicht.

Tief unter der Erde, hinter der steilen Gipswand, da liegt der Kater in sicherer Ruh. Kein Grabscheit stört ihn dort, kein Rauch erreicht ihn da, kein Hund kann zu ihm heran. Da sind Gänge, die der Dachs grub, den der Fuchs vertrieb, der die Fluchtröhren scharrte. Da sind jähe Spalten und steile Kanten, und hinter ihnen verrotten die Gerippe der Teckel, die an Dachs und Fuchs und Katze jagten und niemals wieder zutage kamen. Dort ist so weich der Mulm und so trocken der Lößboden, warm ist es da zur Winterszeit und sommertags so kühl. Dort ist der heimliche Jäger in guter Hut und kann den Tag verschlafen und träumen soviel er mag.

Er schläft und träumt. Die Rutenspitze zuckt, die Krallen schlüpfen aus dem Sammet der Pranken heraus, greifen in die Luft und verkriechen sich wieder. Alte Bilder brachte der Traum. Von jener Zeit, als der Kater noch ein Kätzchen war, das mit seiner Mutter buschiger Lunte spielte als das erste der drei Geschwister, das den Wert der Krallen erkannte. Er hatte als erster die Maus an sich gerissen, die die Kätzin zu Bau trug, zuerst den Siebenschläfer geknickt, die flügge Drossel gewürgt, den Junghasen totgequält, ehe die Geschwister es sich trauten. Und als erster hatte er geweidwerkt, sich an das Eichkätzchen herangepirscht, als es Pfifferlinge suchte, es im Sprunge gerissen und stolz zum Warloche geschleppt.

Er erwacht, blinzelt um sich, reckt sich und steigt bedachtsam über die Kanten und Spalten. Mitten in der kleinen Lichtung und Fichtendichtung mündet das Notrohr, das der Fuchs sich scharrte. Kein Jäger findet es; ein breitverzweigter Fichtenast spreizt sich darüber hin. Immer ist es dort überwindig und trocken und es kommt Sonne genug dahin. Und so weich ist das rote Nadelwerk und das seidene Moos. Da träumt es sich noch besser als unter Tage von heimlichen Pirschgängen in lauen Sommernächten, von Fischweid im Februar am Klippenufer des Baches, wenn die Forelle laichdumm ist und sich so bequem auf das Ufer angeln läßt.

Ueber Minnefahrten läßt sich dort nachsinnen. Weit weg führen sie, in rauher Berge schwarze Fichtenwälder, denn ringsumher lebte keiner mehr vom Geschlechte der freien Katzen. Als die alte Kätzin todwund zu Bau gefahren kam mit zersplitterten Knochen, als sie kalt war und die Witterung verlor, da hatten sich die drei Geschwister zerstreut. Sie fanden sich nicht wieder zusammen trotz des Ältesten allnächtlichen Sehnsuchtsrufes einen ganzen Februar hindurch. Da war er fortgezogen, hatte tagsüber in Felslöchern und Dachsbauen geschlafen, zwei Zehen in einem Eisen gelassen, sich mit einem schnellen Hunde gebalgt, Schrote hatten seine Keulen geschrammt und eine Kugel ihm Felssplitter um den Kopf gesprengt. Da zog es ihn wieder in das heimatliche Tal zurück.

Im Februar aber trieb es ihn, wenn er in Busch und Klippe Nacht für Nacht umhergestrichen war, kläglich nach Minnelohn jammernd, hinaus in die Fremde, über kahle Felder, in unbekannte Wälder, wo er seinesgleichen antraf. Grimmige Gefechte hatte er bestehen müssen mit freien Katern, zerrissen war oft sein Balg und rot seine Pranken, aber immer hatte er obgesiegt und seine Lust büßen dürfen. Aber allzu gefahrvoll wurden ihm die Minnefahrten, und so strich er nachts an dem Dorfe entlang, trieb die unfreien Kater vor sich her und jagte ihnen ihre Bräute ab, und die Bauern fanden es verwunderlich, daß die jungen Katzen in ihren Ställen von Jahr zu Jahr grauer wurden und dickere Köpfe, rauheres Haar und kürzere Schwänze bekamen. Als aber der Jäger, der jeden Juli hier auf den roten Bock weidwerkte, ihnen sagte, in den Katzen stecke wildes Blut, da lachten sie und sagten, die letzten beiden Wildkatzen in der Gegend hätte der Förster vor sechs Jahren im Eisen gefangen und an die Schule in der Kreisstadt gegeben.

Der Jäger aber spürte nach jedem Regen alle Wege ab und er sah sich jeden alten, geschundenen Holunderbusch an und strich um

jeden Bau und lauerte an allen Uferstellen, wo er die Reste von Forellen fand und saß stundenlang vom Abend bis tief in die Nacht auf dem Hochsitz, bei unsicherem Mondenlicht in den Wald spähend, und ließ sich auslachen von dem Förster und von den Holzarbeitern, weil es ihm dieses Jahr mit den Böcken nicht glücken wollte, denn er hatte sich gelobt, nicht eher wieder den Finger auf den Bock krumm zu machen, bis daß das Kitz gerächt sei, das er im Busche fand, mit den Krallennarben an der Kehle und dem säuberlich benagten Blatt. Denn daß das der Fuchs nicht gewesen war, das stand für ihn fest.

Und so hatte er vorgestern und gestern, wie die Tage vorher, vor Tau und Tag die Krone der alten Samenbuche erstiegen, die oberhalb des Warloches an dem Zwangspasse zwischen den grauen Klippen steht, sich im Frühwind vor Frost geschüttelt, in der Mittagsglut vor Hitze geseufzt und sich nicht gerührt und geregt und immer nur auf die Sohle des Erdfalles nach dem schwarzen Flecke an der Wand der grauen Gipswand gestarrt. Und einmal, als ihm der Schlaf Sand in die Augen warf und er fester in den Riemen hineinsank, mit dem er sich an den Stamm geschnürt hatte, da hatte er geträumt, die Wildkatze stände unter ihm und war wach geworden. Und als er sich die Augen rieb, da stand sie auf dem Blutsteine und verschwand, ehe er den Dreilauf von dem Astzacken nehmen, scharf machen und anbacken konnte, wie ein Schemen, wie ein Traumgesicht.

Wie er dann, müde und verärgert, jeden Fleck um die Fichtendichtung abspürte, da fand er die starke Katzenspur, und jeden Raum zwischen den Jungfichten absuchend, stieß er auf das Notrohr und überlegte nicht lange und verwitterte es nach Jägerart in gröblicher Weise, um den Kater zu zwingen, dort aufzutauchen, wo er ihm sichtig kommen mußte. Und jeden Tag verwitterte er das Notrohr vor neuem, und alle dicken schwarzen Käfer und alle fetten

blauen Fliegen wußten das bald und brummten und summten nach der Dickung hin, und nun auch an diesem Spätnachmittage war dort ein großes Gebrummse und Gesummse.

Der alte Kater will dort den Abend erwarten. Langsam schiebt er sich in dem Notrohr entlang. Schon von weitem vernimmt er das Summen und Brummen, und die üble Witterung fällt ihm ziemlich auf die Nerven. Er reckt sich, schiebt sich vor und starrt nach der Lichtung. Dann fährt er zurück und schleicht über die Felszacken, springt über die Spalten und bleibt lange nachdenklich auf seinem Schlafplatze sitzen. Endlich schiebt er sich voran, Zoll um Zoll, bis er sich der Mündung des Hauptrohres nähert. Da verhofft er lange Zeit, windet und äugt, bis Mäusepfiff und Jungvogelgepiepe seinem Magen heftiger zusetzt. Da steckt er den dicken Kopf aus dem schwarzen Loche und äugt an den Gipswänden entlang.

Kein Blatt rührt sich, es regt sich kein Halm. Fern pfeifen die jungen Käuze, im Stangenrohre ruft ein Kitz nach der Ricke, Mäuse schrillen, die Fledermaus zwitschert, Rotkehlchen singt sein letztes Lied. Lautlos schleicht der Kater an der Schattenseite des Felskessels entlang, unhörbar schnürt er an der Wand empor, unter dem Holunderbusch verharrt er lange regungslos, den Kopf hin und her wendend, jedes Abendfalters Schwingenschlag, jedes Käfers Gekrabbel vernehmend. Und nun steht er auf dem Mordsteine, setzt sich und äugt ringsumher.

Ein ganz leises Kratzen in der alten Buche reißt seinen Kopf herum. Aber oben aus den Kronen der Bäume kam noch nie ein falscher Laut, eine gefährliche Witterung. Lange starren seine grünen Seher in den breiten Wipfel. Es lebt und webt da etwas. Vielleicht der Siebenschläfer, oder eine Taube, die sich im Schlafe rührt, ein Häher, oder die Eule.

Ein roter Blitz zerreißt die Dämmerung, ein Hagelgeprassel zerschmettert den Holunderbusch, ein Donner fällt in die Ruhe des Waldes, Stinknebel tanzt blau um den Silberstamm der Buche; die Taube prasselt durch das Laubwerk, der Hase rauscht durch das Gekräut, der Berg wirft den Donner zurück und trägt der Rehe Schrecken heran.

In der alten Buche raschelt und knistert es. Etwas Großes, Graues klettert in ihrem Astwerk, steigt langsam herab, fällt dumpf

zu Boden. Ein Lichtchen brennt auf, fährt hinter ein Glas, eine Flamme leuchtet, tanzt nach dem Blutsteine und schwebt um ihn herum, den Stein beleuchtend und ein braunes Mannesgesicht rot färbend.

Die Augen des Jägers leuchten auf. Rote Flecken findet er auf dem grauen Steine und ein graues Büschel an einem roten, nassen Fetzen, der zwischen den zerschossenen Flechten hängt. Und weiter nichts, gar nichts. Auch nicht an den Wänden des schwarzen Schlundes, auch nicht auf dem Schotter der Sohle des Erdfalles, auch nicht in der Mündung des Baues. Er führt einen belaubten Zweig hinein und zieht ihn heraus, jedes Blatt ableuchtend. Nichts! Doch, hier ein winziges Fleckchen Schweiß.*)

Der Jäger wirft sich lang hin, schiebt sich vor den Bau, legt das Ohr vor das Rohr, hält den Atem an und lauscht. Schwach, als wäre es unendlich weit, ertönt ein einziger dünner, kläglicher Laut, einmal nur und dann nicht mehr.

Der Holunderbusch wird keinen Krallenhieb mehr spüren, kein Kitz klagt mehr unter dem Prankengriff, keine Forelle fliegt mehr im Bogen auf den Uferschotter.

Der letzte von der Sippe der freien Katzen weit und breit ist nicht mehr.

*) Schweiß ist in der Jägersprache die Bezeichnung für Blut.

Vielleicht wird einmal noch das hohe Lied von den Schiffskatzen gesungen werden, die krank werden und starben, wenn der Lärm der Häfen, der Geruch der Kais und der Schiffe sie verlassen. Unstet fahren sie mit Dampfern und Seglern von Hafen zu Hafen, sie liefern sich Schlachten in den Gassen Tanpicos oder Marseilles, sie lieben, räubern, fressen und stellen sich pünktlich wieder am Hafen ein, ehe die Anker ihres Schiffes gelichtet werden. Sie riechen die Abfahrt, sie ahnen die Stunde des Abschieds, sie kennen die Dampfer der großen Linien und wissen, wohin sie fahren und wo sie landen. Kommen sie einmal zu spät, wenn die Zeit im Rausch des Kampfes und der Liebe zu rasch verflogen ist, so finden sie doch ihre schwimmende Wohnung wieder, in Sidney vielleicht oder drei Monate später in Hamburg.

Ich vergesse es nie, wie Kador zum erstenmal vor mir auftauchte, riesengroß, mitten in der Nacht des Lagerraums. Ich erkannte den grauen Helden an seiner furchtbaren Narbe, von der jeder vielbefahrene Seemann erzählen kann. Sie lief über das Nasenbein und reichte bis auf den Schädel hinauf. Ich erkannte aber auch sein Fell, stählern, mit schwarzem Brustschild, den Bau des Körpers, so wie man ihn mir beschrieben hatte: Hochbeinig, lang, geschmeidig, wie der eines Jaguars.

So viel hatte ich schon von dem Ruhelosen und Streitbaren gehört. Sein Mut, seine Entschlossenheit, sein Stolz, eben sein vollkommener Katercharakter, verschafften ihm bei den Seeleuten unter den Tausenden reisender Katzen einen besonderen Platz. Er war das Zeichen einer guten Fahrt. Glücklich das Schiff, dessen Planken Kadors weiche Sohlen berührten.

Er stammte aus einem kühnen Geschlecht. Nie schliefen seine Ahnen auf weichem Pfühl und nie starben sie an der Schwäche des Alters. Ihre Leiber wurden nicht fett, ihre Muskeln nicht schlaff. Kador wurde auf einer der Inseln unter dem Winde geboren. Er, der seinen Ruhm durch jeden Hafen der Welt trug, der den Geruch der Schiffe zwischen San Franzisko und Colombo, zwischen Aden und Singapore kannte, hatte zur Mutter eine edle Afrikanerin, die

aufgewachsen war im Exil Marseilles und ermordet, fünf Jahre später, von zwanzig algerischen Bastarden in Oran.

Zwölfmal hatte der unermüdliche graue Held sein Schiff verloren, und zwölfmal fand er es in den verlorensten Gegenden der Welt wieder. Zwölfmal war Kador vor Kummer krank gewesen, denn die Gewohnheit war auch für ihn eine große Macht. Daß er sich immer wieder auf den Planken des holländischen Dampfers „Over Flake" einfand, war sicherlich nicht nur Zufall. Ein rätselhafter Wille führte ihn in seine heimische Welt zurück.

Nun hatte Kador sein Schiff in Rio verloren. In langsamer, stürmischer Fahrt waren sie von den Westindischen Inseln gekommen, und die Matrosen waren so landhungrig wie der Kater. Zwei Tage blieb Kador fort. Am dritten Tage kam er, besah sich sein Schiff genau, ohne die Menschen darauf zu beachten, und rannte wieder eilig davon, als hätte er noch etwas vergessen. Wenige Stunden danach — die „Over Flake" war schon in See gestochen — ließ er sich wieder am Kai blicken, beroch eifrig mit geducktem, sprungbereitem Leibe Steine, Taue, Drahtseile, altes Eisen, Papier und Stroh, das von der Ladung hier liegengeblieben war. Von da an hatte er keinen Sinn mehr für Fraß und Liebe, bis er sich, wie man mir berichtete, auf einem schwedischen Segler niederließ, in Kapstadt das Schiff wechselte und mit einem französischen Frachter nach Algier kam.

Die Mannschaft hatte ihn verwöhnt und gut verpflegt. Aus Kisten und Baumwolle bauten sie ihm eine Schlafstelle, obgleich er sich doch nur oben auf der Kommandobrücke, im Schatten des Sonnensegels zusammenrollte. Man hatte ihm, der an Bord als guter Geist galt, unnütz vieles geopfert: Bequemlichkeit, Schlaf und die besten Bissen am Mittagstisch. Doch war er mürrisch, zänkisch, peitschte oft und ohne Grund mit der Rute durch die Luft, fraß nicht viel und ließ sich nicht berühren.

Man erriet was ihm fehlte: Sein Heimatschiff, das oft jahrelang von Holland fortblieb, von Hafen zu Hafen zog und Fracht nahm, wo es sie bekam. Ein Stromer, ein Vagabund war die „Over Flake", die einmal in Brindisi anlegte und dann wieder in Sansibar, so regellos, wie es die Geschäfte mit sich brachten.

So fuhr Kador mißmutig, gereizt, mit schmalem, abgezehrtem Leibe in Algiers Hafen ein. Er hockte, ein großer grauer Fleck mit

weitgeöffneten braunen Augen auf der Brücke neben dem Kapitän. Mit verlorenem Blick sah er über die vielen Schornsteine. Er roch das Eisen der Schiffe, die langsam an ihm vorüberzogen, den Dunst des Teers, den atemraubenden, schwarzen Kohlenwind. Jede Planke roch anders, jedes Segel, jeder Mast hatte seinen eigenen seltsamen Atem.

Dann sprang er plötzlich, als schmerzte ihn etwas, zur Seite, sauste im gleichen Augenblick über das eiserne Gestänge der Treppe und stürzte in zwei, drei Sätzen an Deck. Einige Male lief er ratlos an der Reeling hin und her, enterte dann den Lademast, balancierte auf der Rahe entlang, duckte sich und sprang mit einem mächtigen Satz auf das Deck eines vorüberfahrenden Schleppers.

Nun begann die große Jagd auf Kador. Von allen Seiten hatte man den Sprüngen des Tieres mit Spannung zugesehen und man wußte auch bald, was er wollte: In der Nähe des Schleppers fuhr ein Dampfer vorbei, zum Hafen hinaus und steuerte hart an der Mole entlang. Es war die „Over Flake".

Die Reeling war besetzt mit schreienden, aufgeregten Leuten, die Kador zusahen. Der sprang gerade auf eine Kohlenbarke und sah sich im Rennen und Stürzen nach dem Dampfer um, eilig und konzentriert, als wolle er sich vergewissern, ob das Schiff noch da sei.

Ein Kohlenboot lag hinter dem anderen, Kador nahm sie alle in langen, federnden Sätzen, mit dem Schwanz steuernd, wenn er zu tief fiel. Doch am Ende der Leichterreihe, schon auf dem Kai, erwarteten ihn böse Dämonen: Eine Gruppe arabischer Hafenarbeiter, die mit Tüchern, Händen und Köpfen, mit ausgedörrten, staubigen Leibern und Beinen Kador den Weg verstellten.

Wütend, aufgeregt und im Schwunge der hitzigen Fahrt, fegte er in das Knäuel der gefährlichen hochbeinigen Wesen, wurde aber gleich darauf aufgehoben, von vielen Händen festgehalten, gekniffen und gezerrt. Er schrie auf, so heiser, gellend, daß sogar die Leute auf der „Over Flake" erschraken. Er riß seine Pfoten aus den Schrauben der heißen Finger, hieb irgendwo in die Gesichter ringsum hinein, kratzte mit gespreizten Krallen von oben nach unten, zerfetzte dort ein Ohr und da ein Auge, und ehe er sich versah, wurde er fallen gelassen.

Einen Augenblick stand er benommen allein auf dem Platz, immer noch fauchend und knurrend, während die braunen Geister davonstoben. Dann aber raste er, herrlich sich biegend, schwebend fast, um das Rechteck des Hafens zur Mole. Man sah seine Sohlen nicht die Erde berühren. Der Schädel bildete mit dem Rücken eine Linie. Dann und wann, wenn er im Sprung ein Hindernis nahm, flog er durch die Luft, ein Geschöpf aus fremder Welt. So erreichte er die Mole an der Hafeneinfahrt, aus der eben die „Over Flake" steuerte.

Kador stand nun am äußersten Ende des Bollwerkes, lief, das Maul in der Erschöpfung aufgesperrt, unsicher hin und her. Er miaute einmal, leise und ganz kläglich, sah mit vorgebogenen Ohren hinunter in das Wasser, zum Dampfer hinüber und ratlos auf seine eigenen Pfoten und stürzte sich dann mit plötzlichem Entschluß ins Meer. Er sank unter, tauchte auf, schwamm mit weit aufgerissenen Augen und angelegten Ohren hinter dem Schiff einher, eilig mit den Pfoten rudernd.

Die „Over Flake" drehte bei. Ganz Algier stand am Hafen und sah dem Schauspiel zu, wie ein verrückter Kapitän um einer Katze willen sich aufhalten ließ. Niemals mehr hätte man den holländischen Kapitän ernst genommen, wenn es nicht Kador gewesen wäre, für den er auch noch ein Boot aussetzte, um das Tier zu bergen.

DIE FEINDLICHEN MÜTTER

GEORG W. PIJET

In einem von alten Frauen bewohnten Hause, das sich durch Stille und Beschaulichkeit, Ruhe und Erregungslosigkeit auszeichnete, wohnten in übereinanderliegenden Etagen zwei Witfrauen. Im ersten Stockwerk führte die noch robuste Witwe Klusenstedt mit aufpochendem Krückstock ein gedämpftes Abschiedsregiment. Dagegen schlichen in der Wohnung darüber die weichen Filzschuhe der schon erheblich betagteren Witwe Frankenthal über teppichbelegte Dielen. Ihr Schreiten war so lautlos wie der Tod, dem sie sich allabendlich im Gebet empfahl, vor dessen Trabanten, den Krankheiten, sie sich jedoch voll ängstlicher Besorgnis hütete.

Im Schritt ihrer Filzlatschen schlich stets ein Kätzchen mit, seidigschwarz bis zur herzförmigen Blesse auf der Brust dicht unterhalb des wohlgeformten Kopfes mit den intelligenten Augen, darin Sehnsucht und Verzicht, Hoffnung und Enttäuschung sich ein fortwährendes Stelldichein zu geben schienen. Von der völligen Echolosigkeit der Bewegung der beiden Wesen ging etwas Ungewöhnliches, ja Unheimliches aus.

Es liegt im Wesen und Charakter der Katzen, sich an menschliche Ruhe und Beschaulichkeit anzulehnen. Sie lieben die stillen Häuser mit den Winkeln der Ewigkeit, wo man ihrem Wesen nicht wehrt.

Katzen sind das verkörperte Gewissen aller Einsamen und Sonderlinge. Sie sind ebenso sehr die unaktiven Mitbewohner von Pensionsstübchen wie die Vertrauten der Studierklausen und die Komplicen von Gauklern und Scharlatanen, die Mitverschworenen magischer Zirkel und die sympathischsten Anreger weit ausholender Gedankenfassaden. Die Kühle ihres Wesens behütet uns vor voreiligen Ergebnissen und allzu idealistisch gefärbten Schlüssen und zwingt zu Einwendungen und zur neuen Überprüfung unserer Gründe und Gegengründe. Welch ausdauernde und fein beobachtende Zuhörer sind sie! Ihr Gesicht zeigt die vielfältigsten Physiognomien. Bald hüllt es sich in die Unabänderlichkeit des Stoikers oder Weltverächters, bald irisiert in ihren weitglasigen Lichtern der Glanz fanatischer Leidenschaft, und kurz darauf verlieren sie sich wieder an verträumte Wunschbilder. Jedem menschlichen Charakterzug weiß sich die Katze mit Takt und Feingefühl anzulehnen, ohne dabei einen Hauch ihres eigenen Charakters aufzugeben. Ihr Dasein hat etwas Unauffälliges, und doch weckt ihr Vorhandensein das Echo einer lebendigen Seele in uns und im Raume. Sie trägt keine Unruhe in unser Leben, wie jegliche andere Kreatur — vor allem der Mensch. Die Katze scheint die Behüterin aller Ruhe und die Wahrerin allen Friedens im Bereich der Menschen.

War es darum verwunderlich, daß auch im Hause der Witwe Klusenstedt eine Katze residierte, abgöttisch von der Herrin geliebt, aber, wie alles um sie her, in ebenso eifersüchtige Zucht genommen. Im wohlgepflegten, getigerten Fell, ganz der Majestät ihres großen Vorbildes bewußt, streifte sie durch der Witwe Bereich.

Keine Liebesgeschichten bedrohten der beiden Katzen behagliche Wohlerzogenheit und Zurückhaltung. Keine noch so kühnen Leidenschaften schienen sich in ihnen zu rühren. So ging es Jahre hindurch. In diesem Frühling nun verirrte sich ein junger, rotbrauner Kater in die Nähe des stillen Hauses und bezog unweit davon seinen Standort. Sein herzzerreißendes Liebesgemauz erweckte und erfüllte die stille Nacht und ließ selbst die beiden Witfrauen in ihrer Einsamkeit und Kühle erzittern. Wie mußte es da erst die beiden Kätzchen rühren und alle wohlgehüteten Leidenschaften und Urtriebe in ihnen wachrufen! Des Katers Schrei erfüllte sie völlig mit der Tiefe eines Lebensschicksals, dem sie nicht zu entgehen imstande waren. Die Glut ihrer Sehnsucht war noch nicht in ihnen verrauscht. Bedingungslos stürz-

ten sie sich in das Abenteuer und ergaben sich der Urmacht, die sie anrief.

Des Katers intensives Braunrot schlug bei der Brut beider Würfe durch, nur ein, zwei Außenseiter trugen der Mutter Zeichnung. Es waren zwei Würfe von je sechs Kätzchen. Die Witwe Klusenstedt wartete nicht erst ab, bis die blind im Nest herummummelnde Schar die Augen aufschlug, sondern ließ sie kurzerhand ertränken. Dagegen erweckte das Ereignis in der Witwe Frankenthal verspätete mütterliche Gefühle, und sie vertat viel aufrichtige Zärtlichkeit an die kleine Brut.

In der Wohnung darunter aber wanderte eine ihrer Jungen beraubte Katzenmutter wehklagend und suchend durch alle Winkel der Wohnung. Frau Klusenstedt des Mordes an ihrer Brut zeihend. Der Jammer ihrer Klage und das Leid ihres Herzens drangen bis zur Wohnung der Witwe Frankenthal hinauf und teilten sich auch dem Ohr der glücklichen Kätzin mit. Miauend umschlich sie der Bleß unangetastete Kinderstube, voll Zärtlichkeit an dem Jungzeug herumschnuppernd, von dessen wuselnden Mäulern sie von Mal zu Mal weniger weichen wollte. Und nun ereignete sich etwas, dessen Merkwürdigkeit und Tiefe in uns Menschen kaum ein Echo des Verständnisses hervorruft und uns höchstens ein Kopfschütteln abgewinnen läßt für die Vorgänge in der Tierseele.

Die glückliche Bleß trat der um ihre Brut beraubten Katzenmutter die Hälfte ihrer Jungen ab, und sie gestattete ihr, diese drei blinden Wuselköpfe behutsam in ein schräg gegenüber errichtetes Nest zu tragen, dessen Einrichtung die Frankenthal lächelnd und stolz duldete. Nun pflegten und umhegten die beiden Kätzinnen ihre Kinder und Pfleglinge mit einer unterschiedlosen Zärtlichkeit und Geduld. Fast schien es so, als suchten sie sich gegenseitig in ihrer Hingabe an die Kleinen zu überbieten. Ein Eifer ging von ihrem Wesen aus, die verhaltene Leidenschaft ihres Katzencharakters trat glühend und lodernd hervor und steigerte sich zur Eifersucht gegen die Konkurrentin. Unter solcher Pflege gediehen die Kleinen prächtig, und als die Jungen ihre Augen aufschlugen, ahnten sie nichts davon, wer ihre tatsächliche Mutter war. Sonnigste Katzenjugend erfüllte der kinderlosen Frankenthal stilles Haus. Wie ein ferner, aus versunkenen Träumen aufgestiegener Wunsch umflorte er das Gedächtnis und das Herz der alten Frau. Hatte sie nicht des Lebens schönstes und wunder-

barstes Erlebnis versäumt, woran sie nun im stillen Abglanz seiner Wärme an der Schwelle ihres Todes erinnert wurde?

Wenn die beiden Katzenmütter sich bisher trotz einer äußersten Steigerung ihrer Leidenschaften und Gefühle doch streng an die Grenzen ihrer Familienbereiche hielten, so sollte das eines Tages eine ebenso plötzliche wie erstaunliche Änderung erfahren, die den Menschen wieder Rätsel aufgab. Es war eines Morgens in der Frühe. Die Witwe Frankenthal lag im ersten Erwachen, eingehüllt zwischen Traum und erster zager Bewußtheit, als ein tolles, herzzerreißendes Gemauz und Geklage das Haus erschütterte. Man vernahm das wilde Aufschlagen von entspannten Krallenpfoten, ein jagendes Gelärm und tosendes Gefauch, und ehe noch die Alte herzueilen konnte, schien der Kampf beendet und der Sieg für die eine erfochten. In der Bleß weitem Nest hockten, statt der früheren drei wieder alle sechs wirbellebendigen Kätzlein. Eifersüchtig leckte sie den Pfleglingen Fell und Ohren und schnäuzte ihnen den letzten feindlichen Ruch der Stiefmutter hinweg, der ihnen noch anhaftete. Von der Getigerten zeigte sich keine Spur. Die Witwe stand vor einem Rätsel. Nun ja, wer hätte wohl auch eine Erklärung für diesen Umstand gehabt?

Schon meldete sich von unten her die Witwe Klusenstedt und ließ anfragen, was denn nur geschehen sei. Ihre Kätzin sei blutüberströmt und von vielen Bissen und Rissen zerzaust zu ihr geflüchtet. Was für einen Grund mochte wohl die Bleß dazu gehabt haben, ihre Jungen der Katze wieder abzunehmen?! Welche tiefen Urgründe mögen das Tier zu seinem Verhalten bestimmt haben? Ich will keine billige Erklärung dazu finden, sondern das Rätsel dieses Vorganges auf sich beruhen lassen als ein Geheimnis der Tierseele, in deren Tiefen zu schauen uns leider nur erst recht unvollkommen gelingen will.

VON ALLERLEI BERÜHMTEN KATZEN

DANIEL WÄCHTER

Keines von allen Tieren erfreut sich einer derartigen Berühmtheit wie die Katze. Eine ganze Reihe von Katzen sind in die Geschichte, in die Literatur und in die bildende Kunst eingegangen oder in der Gesellschaft ihrer großen Menschenzeitgenossen berühmt geworden. Wir wollen uns die Untersuchung ersparen, die zu dem Umstand führte, daß gerade die Katze diesen Vorrang vor allen Tieren fand.

Wie faszinierend Katzen auf Menschen wirken können, lassen wir uns aus der Geschichte Wallensteins berichten, der vor allen seinen großen Entscheidungen das Verhalten seiner Katzen beobachte und daraus seine Schlüsse zog. Einmal geriet eine seiner Lieblingskatzen in schwedische Gefangenschaft, was den Feldherrn schwer bedrückte, da er aus dem Verhalten dieses Tieres ein Unglück vorauszusehen geglaubt hatte. Er tauschte seine Katze gegen drei gefangene schwedische Generale aus.

Nelson, der große englische Admiral, war ein passionierter Freund von Katzen. In einem furchtbaren Sturm wurde sein Schiff an die Küste von Boulogne auf einen Felsen geworfen und sank. In letzter Minute konnte sich die Besatzung in Sicherheit bringen. Getreu dem alten Seemannsbrauch verließ Nelson als Letzter das sinkende Schiff. Aber da hörte er auf einmal, mitten in dem Getöse der wütenden Meereswogen, das Miauen eines Kätzchens. Der Seeheld wurde davon so stark gerührt, daß er noch einmal zurück an Bord des sinkenden Schiffes ging und, nichtachtend der drohenden Gefahr, so lange nach dem Kätzchen suchte, bis er es endlich gefunden hatte und in Sicherheit bringen konnte.

Lord Nelson hatte immer sein Haus voller Katzen. Sehr zum Leidwesen seiner Gattin, die später von ihm geschieden wurde und dabei angab, daß der Lord eine Zuneigung für Katzen hätte. Welch herrliches Zeugnis für einen großen Menschen!

Kein Tier hat unsere Märchenwelt so stark befruchtet wie gerade die Katze. Begann der Romantiker Ludwig Tieck den Reigen mit seinem unsterblichen „gestiefelten Kater", so durfte die Katze bei den „Bremer Stadtmusikanten" nicht fehlen. Der große russische Dichter Puschkin hat in seinem Werk „Ruslan und Ludmilla" einem Kater

ein Denkmal gesetzt. Überall hören wir, daß jene Katzen und Kater tatsächlich auch im Leben der Dichter eine Rolle gespielt haben, die das Leben und Wesen der Tiere ablauschten und aufschrieben. Der Märchendichter Karl Musäus schickte seinen Kater „Murner" geradezu als Boten und Kundschafter aus, um Verbindungen zu Märchenerzählerinnen anzuknüpfen. Alles Gerede über die angebliche Falschheit der Katzen widerlegt der Dichter mit den Worten, die er seinem getreuen Tier nach dessen Tode nachruft:

„Er besaß der guten Geistes- und Leibeseigenschaften viele, und war immer von ehrlichem, aufrichtigem Gemüt und ohne Falsch."

Ganz untröstlich finden wir den Dichter E. T. A. Hoffmann, den Schöpfer des berühmt gewordenen „Kater Murrs". Daß Kater Murr tatsächlich mit Fleisch und Blut an der Seite des Gespensterhoffmanns gegangen war, versteht sich von selbst. Bei seinem Tode versandte Hoffmann Todesanzeigen folgenden Inhalts an seine Freunde:

„In der Nacht vom 29. zum 30. November entschlief nach kurzem, aber schwerem Leiden, zu einem besseren Dasein, mein geliebter Zögling, der Kater Murr, im vierten Jahre seines hoffnungsvollen Alters, welches ich teilnehmenden Gönnern und Freunden ganz ergebenst anzuzeigen nicht ermangele. Wer den verewigten Jüngling kannte, wird meinen tiefen Schmerz gerecht finden und ihn durch Schweigen ehren. Hoffmann."

Nur einige von den vielen Namen seien noch genannt, die die Katze in die große Literatur gebracht haben: Clemens Brentano mit seiner entzückenden Geschichte vom „Kater Mores", Gottfried Keller schenkte uns sein Katzenmärchen, Viktor von Scheffel den „Kater Hiddigeigei". Bei dem Franzosen Honore de Balzac überschlägt sich geradezu eine bunte Katzenlyrik und Prosa.

Daß ein Maler von der Katze als Tier so beeindruckt wurde, daß er sein ganzes Leben lang fast nichts anderes malte als Katzen, ist zwar

eigenartig, aber nicht einmalig. Der Schweizer Maler Gottfried Mind hat es fertig gebracht, Zeit seines Lebens fast ausschließlich nur Katzen zu malen. In der Kunstgeschichte erhielt er den Namen „Katzen-Raffael". Franz Freiherr von Gaudy machte ihn in seinem Roman unsterblich. Aber noch andere Maler eiferten dem „Katzen-Raffael" nach. Es war gleich eine ganze Malerfamilie. Albrecht Adam und dessen vier Söhne widmeten sich wieder fast ausschließlich der Malerei von Katzen.

Es erscheint nicht verwunderlich, wenn einer unserer größten Dichter auch gleichzeitig ein großer Katzenliebhaber war. Theodor Storm bezeichnete die Zeit, in der er einmal zwangsläufig ohne Katzen leben mußte, als seine „katzenlose Zeit". Mit vieler Liebe berichtet er von seiner „Manschettenmieze" und seiner „schwarzen Anna". Kann man sich die Manschettenmieze nicht heute noch genau vorstellen, wie sie mit ihren schwarz-weiß getupften Sammetpfötchen aus der Jacke des Dichters auf seinen Schreibtisch und auch in seine Arbeit eingriff? Storm berichtet, wie Mieze viele Striche und Gedanken in seine Manuskripte brachte, die dann genau so in Druck gingen. Seiner Feder verdanken wir auch das köstliche Gedicht „von den sechsundfünfzig Katzen". Es spricht daraus der humane Geist Storms, der allen Tieren, besonders aber den Katzen, brüderlich ergeben war.

AN DIE KATZE

Katze, stolze Gefangene,
lange kannst du nicht mehr.
Nun, über dämmerverhangene
Tische zögerst du her.

Mahnst mich zu neuem Besinnen,
du so gelassen und schön!
Leise schon hör ich dich spinnen
heimliches Orgelgetön.

Woran denkst du nun? An dein Heute?
Was du verfehlt und erreicht?
An dein Spiel? Deine Jagd? Deine Beute?
oder träumst du vielleicht?

Hans Carossa

Schon um das Jahr 2000 v. Chr. wurde eine Katze bei den Ägyptern als heilig verehrt. Sie wurde an Stelle des Löwen, welcher den Göttinnen Bastet oder Astarte heilig war, in ihre neue Sphäre gebracht Es war eine Falbkatze aus Nubien. Diese Falbkatzen unterschieden sich von allen anderen Katzen dadurch, daß sie sehr leicht zähmbar waren. Von ihnen stammen unsere Hauskatzen ab.

Durch die Phönizier kam die Katze nach Europa und von dort auch nach Asien. Verhältnismäßig sehr früh wurde sie auch nach Amerika verpflanzt, kam nach Australien und verwilderte schließlich wieder auf Neuseeland. Erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist sie nach Südafrika gekommen.

Die Katze, die im alten Ägypten als heilig verehrt wurde, war bei den Griechen und Römern fast unbekannt.

Durch die Symbolik der Ägypter, die die Katze ihrer Göttin Astarte, der Göttin der wollüstigen Liebe, geweiht hatten, kam sie beim Sieg des Christentums über Isis und Astarte in einen zweifelhaften Ruf. Man glaubte, ihr dämonische Einflüsse zusprechen zu können. Vielleicht erklärt sich aus diesen Zusammenhängen der unbegründete Abscheu, den heute noch manche Menschen Katzen gegenüber hegen. Erst die Zeit der Romantiker sah die Katze in einem ganz anderen Lichte. Jener Zeit verdanken wir vorwiegend die unvergänglichen Literaturschöpfungen um Katzen.

Heute schätzen wir die Katze als einen angenehmen Hausgenossen. Sie hat sich ihre souveräne Art frei von sklavischer Ergebenheit bewahrt. Ihre Bewegungen sind geschmeidig, ihre Schritte von majestätischer Bewegtheit. Der Ausspruch, daß Katzen falsch seien, entbehrt jeder einleuchtenden Grundlage. Ihre eigenwillige Lebensart entspricht ihrem wilden Urinstinkt. In der häuslichen Gemeinschaft wird sie jedoch sehr bald zutraulich, oft auch verspielt. Natürliche Ehrlichkeit kennzeichnet ihr Wesen. Diese Eigenschaft befähigt sie mit sicherem Instinkt, den guten von den gefährlichen Menschen zu unterscheiden.

*

Das Bild auf der gegenüberliegenden Textseite zeigt in der sitzenden Katze das Bild der Göttin Bastet. Es ist eine Bronzestatue, 21 cm hoch. Entstanden in der sogenannten Spätzeit, etwa 712 v. Chr.

Mit Genehmigung der Ägyptischen Abteilung
der ehemals staatlichen Museen, Berlin